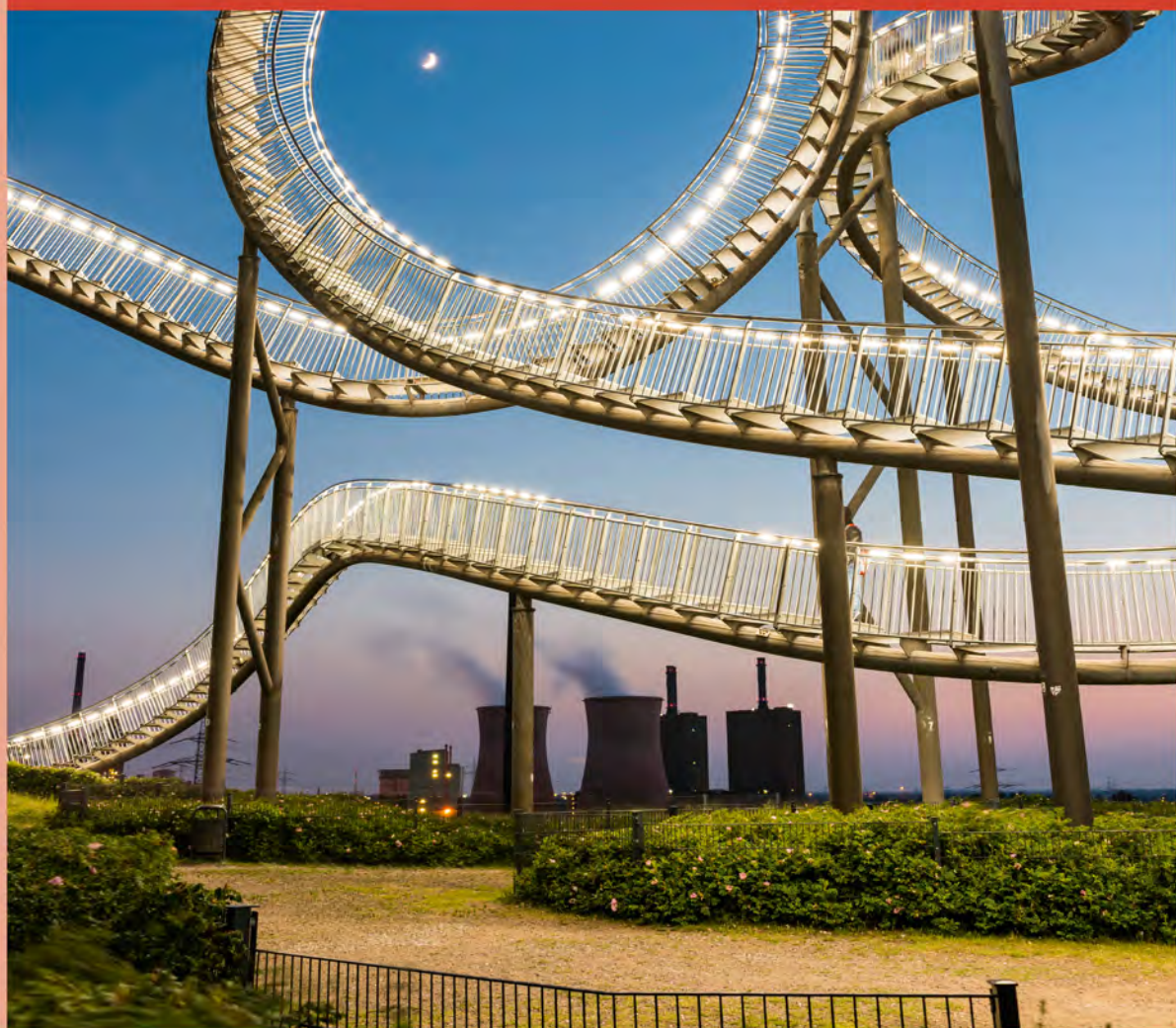


INTERNATIONALE POLITIK SPECIAL

IP SPECIAL • Nr. 1/2020 • Ruhrgebiet • 9,90 Euro – 2728



Europa, mein Revier

Was die EU fürs Ruhrgebiet tut – und umgekehrt

Essen – mitten in Europa

Das Europe Direct- Informationszentrum Essen bietet Ihnen

- Informationen über die Europäische Union (EU), ihre Rechte und Förderprogramme
- Broschüren zu EU-Themen
- Lehrmaterial für Schulen
- Vermittlung hilfreicher EU-Kontakte
- Essener EU-Newsletter
- Diskussionen, Veranstaltungen, Fortbildungen u. v. m.

europedirect@essen.de
www.europa.essen.de



Europe Direct-Informationszentrum
Haus der Technik
Hollestraße 1g (Eingang Ost)
45127 Essen
Telefon 0201 88-88763

Liebe Leserin, lieber Leser,

was hat internationale Politik mit mir zu tun? Warum sollten mir globale Herausforderungen nahe sein oder das Wohl und Wehe der Europäischen Union? Ja: Die europäische Idee ist für



Martin Bialecki
Chefredakteur der IP

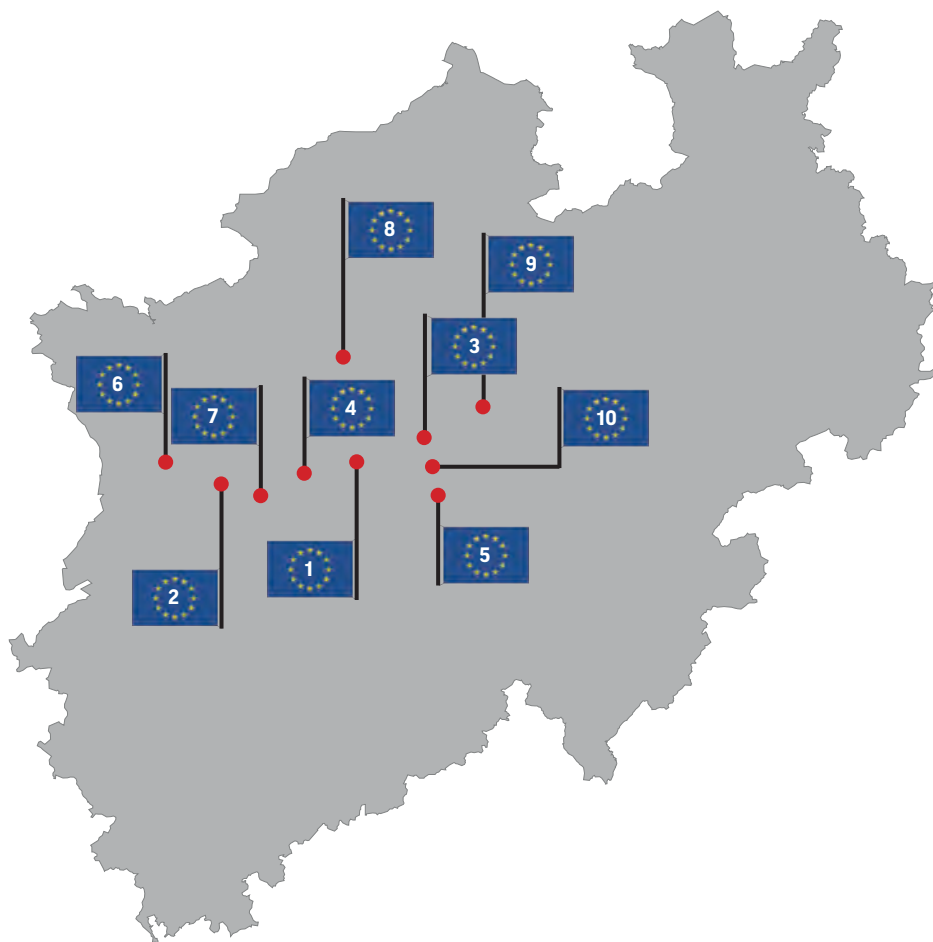
viele der über fünf Millionen Menschen im Ruhrgebiet kein Thema des täglichen Lebens. Dabei sind gerade die Bezüge zwischen der EU und dem fünftgrößten Ballungsraum des Kontinents vielfältig und konkret: „Europa, mein Revier“. Wie sehr sich dieses Europa lohnt für die Menschen, das zu zeigen ist ein Ziel dieser Ausgabe in Kooperation mit der Stiftung Mercator.

Multilateralismus und Globalisierung sind keine abstrakten Ideen, der europäische Gedanke kein Hirngespinnst: Hier wie dort ist Zusammenhalt und Zusammenarbeit viel mehr Muss als Kann; das darf nicht allein Aufgabe der Politik sein, sie stellt sich auch Bürgerinnen, Bürgern und Unternehmen vor Ort.

Die EU ist in keinem guten Zustand, sie ringt mit vielen Problemen. Ohne Verständnis für ihre Kraft, ohne Begeisterung für ihr Projekt wird das Vertrauen weiter abnehmen. So will dieses Heft, mit dem die *IP* eine Reihe neuer Themen im Fokus eröffnet, vorhandenes Interesse steigern und neues wecken – auch weit über das Ruhrgebiet hinaus. Außenpolitik zuhause: Glückauf!

Herzliche Grüße aus der Redaktion,

A handwritten signature in black ink, which appears to read 'Martin Bialecki'.



Bares für Elementares Umwelt, Gesundheit, Infrastruktur, Stadtentwicklung, Suchtbekämpfung, Nachwuchsausbildung: EU-Gelder tragen im Ruhrgebiet einiges dazu bei, den Strukturwandel zu fördern und die Zukunftsfähigkeit der Region sicherzustellen. Eine kleine Auswahl der geförderten Projekte.

1 Bochum

Gesundheitscampus

2 Duisburg

Stadtentwicklungsprojekt „Grüngürtel Duisburg-Nord“

3 Dortmund

Drug Discovery Hub Dortmund

4 Essen

FutureWaterCampus

5 Hagen

OLDIM („older drug addicts in process“) für internationalen Erfahrungsaustausch in der Suchthilfe

6 Kamp-Lintfort

3D-Kompetenzzentrum Niederrhein

7 Mülheim an der Ruhr

Radweg „Rheinische Bahn“

8 Recklinghausen und Herten

Neugestaltung der Halde Hoheward

9 Unna (Kreis)

„zdi-Netzwerk Perspektive Technik“ für den Nachwuchs in naturwissenschaftlich-technischen Berufen

10 Witten

Projekt ReWaCEM („Resource recovery from industrial waste water by cutting edge membrane technologies“) für nachhaltige industrielle Produktion

Inhalt

Experimentierfeld der Europäisierung

Das Ruhrgebiet: Was es war, ist und werden könnte. Ein Rück- und Ausblick. *Von Claus Leggewie* 4

„Europa ist mein Revier, weil ...“

Hatice Akyün, Manni Breuckmann, Inga Humpe, Ralf Moeller, Alexandra Popp und andere ergänzen. 11

Bits und Bytes statt Qualm und Rauch

Wie das Ruhrgebiet sich von einer Kohleregion zum Hightech-Hotspot entwickelt. *Von Katja Scherer* 14

„Wir erleben Europa häufig unbewusst“

Wie sehen junge Menschen im Revier die EU? Anna-Lena Rose und Markus Schneider im Gespräch. 22

Meister der Musen

Zehn Jahre „Kulturhauptstadt Europas Essen und das Ruhrgebiet“: Eine Bilanz. *Von Robert B. Fishman* 28

Der Schlüssel für Brüssel

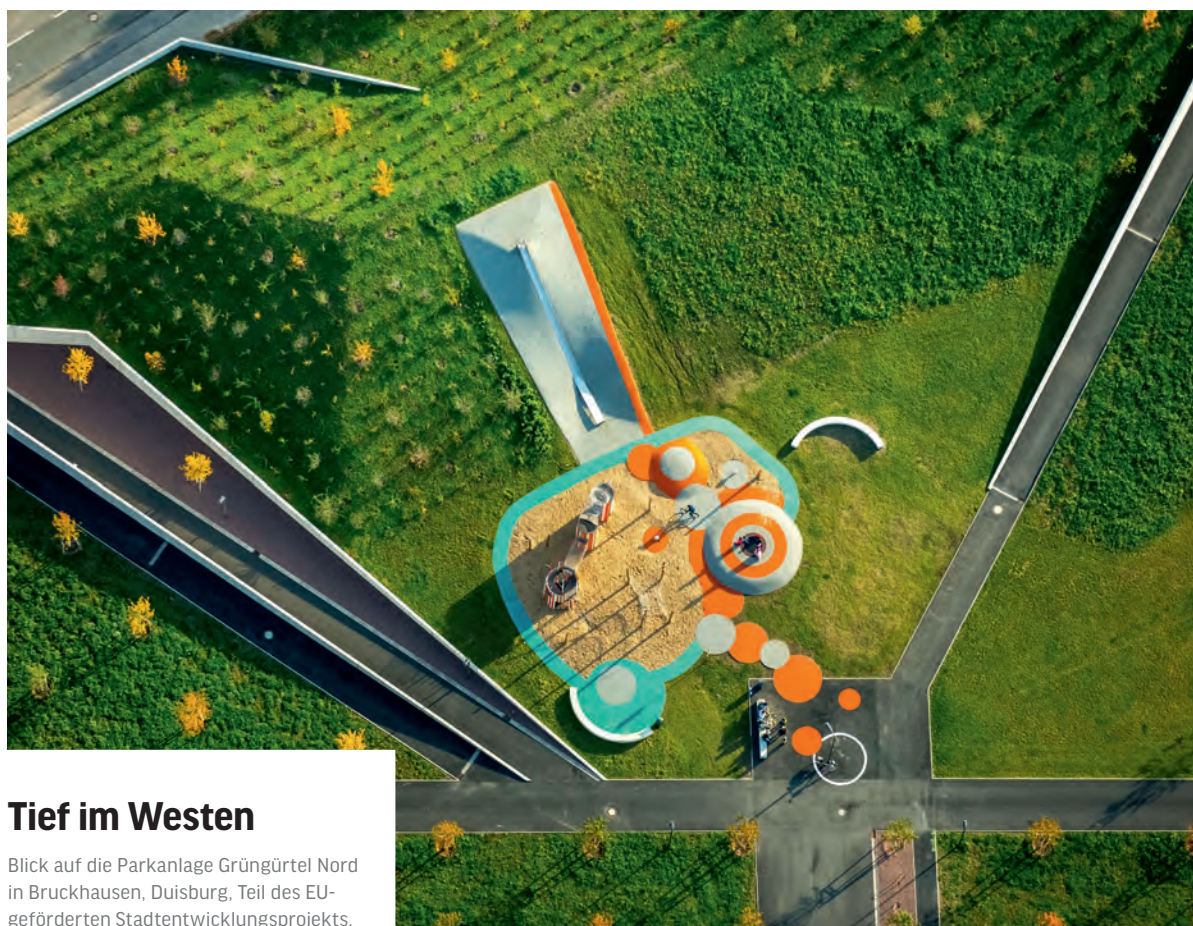
Wofür kämpfen EU-Abgeordnete aus dem Revier, wie gehen sie dabei vor? Drei Fragen an Jens Geier, Dennis Radtke und Theresa „Terry“ Reintke. 38

Willkommen auf der Weltbühne

Im Ruhrgebiet ist der Fußball der Integrationsmotor, der Erfolgsstories à la Mesut Özil oder Lira Alushi erst möglich macht. *Von Joachim Staron* 44

Impressum

48



Tief im Westen

Blick auf die Parkanlage Grüngürtel Nord in Bruckhausen, Duisburg, Teil des EU-geförderten Stadtentwicklungsprojekts.

A high-angle photograph of a complex industrial facility, likely a steel mill or refinery. The scene is dominated by a dense network of pipes, walkways, and structural steel. A prominent red vertical pipe is on the left. In the background, there are large green industrial buildings and a clear blue sky. The foreground shows a brick wall and more piping. The overall impression is one of a large-scale, functional industrial environment.

Experimentierfeld der Europäisierung

Zankapfel, Kraftzentrum, Schmelztiegel,
Reallabor der Reindustrialisierung:

Was das Ruhrgebiet war, ist und werden
könnte. Ein Rück- und Ausblick mit zahl-
reichen persönlichen Anmerkungen.

Von Claus Leggewie



In meiner Geburtsstadt Wanne-Eickel war bis 2008 an einer Unterführung nahe dem Hauptbahnhof eine Bronzetafel zum Gedenken an einen Lokomotivführer namens Fritz von der Höh angebracht. Enthüllt wurde sie 1934 von den Nazis, und ob der Eisenbahner im April 1923 tatsächlich durch Schüsse „französischer Erbfeinde“ zu Tode gekommen ist, haben Heimatforscher bis heute nicht eruieren können.

Der „Ruhrkampf“, wie der Widerstand der auch von Arbeitern getragenen Erhebung gegen die Besetzung des Ruhrgebiets 1923–1925 genannt wurde, war in meiner westfälischen Familie stets ein Thema, gepfeffert mit einer gehörigen Portion Franzosenverachtung. Nach zwei Kriegen (1870/71 und 1914–1918) war die Ruhrbesetzung ein weiterer Höhepunkt des Konflikts der europäischen Kernländer Frankreich und Deutschland, beiderseits getrieben von nationalistischen Rechten (und Linken).

Das war weit entfernt von der europäischen Idee, wie sie mit der Beendigung des Ruhrkonflikts durch Verständigungspolitikern wie den Franzosen Aristide Briand oder den Deutschen Gustav Stresemann vorangebracht wurde – ohne dass diese Idee einen dritten Krieg zwischen den beiden Ländern verhindern konnte.

Mein Vater, Jahrgang 1910 und im (gleichfalls französisch kontrollierten) Rheinland aufgewachsen, behielt seine Reserviertheit gegenüber den „Franzmännern“ ein Leben lang, und meine Mutter, 1913 in Wanne-Eickel geboren, erinnerte oft an die schwere Zeit der 1920er, als ihre Mutter, eine Kriegerwitwe, zusammen mit ihrer Schwester einen „Klumpchenladen“ (magasin des bonbons hätten ihn die Franzosen eleganter genannt) am Laufen hielt und in der Inflationszeit drei Kinder durchbrachte.

Das Ladenlokal lag an der Hauptstraße Nummer 1 in Eickel, wo ich im März 1950 zur Welt kam. Auch wenn ich, da mein Vater wenig später als Schuldirektor ins Rheinland wechselte, meine Kindheit und Jugend in Köln verbracht habe, blieb mir das Ruhrgebiet durch häufige Besuche in ausgedehnten familiären Netzwerken vertraut; die mütterliche Familie Frie nimmt einen beachtlichen Teil des Eickeler Friedhofs ein.

Was vom Gründerzeithaus übrigblieb

Dann saß man bei Kaffee und Kuchen in meinem „Geburtshaus“ zusammen – oder dem, was davon übriggeblieben war. Der gegenüberliegende Turm der Johannis-Kirche war in einer Bombennacht auf die vordere Hälfte des Gründerzeitgebäudes gestürzt. Anfangs hatten wir einen Hühnerstall im Garten des Hauses, in dem meine Tante als Kriegerwitwe im Rest des Klumpchenverkaufs einen Tabakladen führte und hustende Bergleute, in den 1950ern noch unbestrittene Arbeiteraristokratie, mit Stumpen versorgte. Im obersten Stockwerk lag Opa Kiesendahl, einer von ihnen, im weißen Riffelunterhemd im Fenster und schaute zu, wie Tanten und Kusinen im Schatten einer hohen Brandmauer dick mit Gelatine belegte Erdbeertorte genossen.

In meiner Kindheitserinnerung sind Eickel und der Weg ins benachbarte Bochum vor allem eines: Trümmerlandschaft. Die dann im Wirtschaftswunder, dem der Bergbau die Energie verlieh, auf Touren kam. Als Wanne-Eickel noch nicht Herne war, lag der berühmte millimeterdicke Staub auf Fensterbänken und wurden weiße Hemdkragen rasch dreckig. Nun, das ging schon in den 1970ern zu Ende.

Das Gründerzeithaus wurde abgerissen und wich einem gesichtslosen Neubau. Gleichzeitig verschwand auch die kleinste



Prof. Claus Leggewie hat die Ludwig Börne-Professur an der Justus-Liebig-Universität Gießen inne. Von 2007 bis 2017 war Leggewie Direktor des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen.

deutsche Großstadt mit dem ulkigen Namen (Kennzeichen: WAN) von der Landkarte, weil sie im Zuge einer Gebietsreform in die (kleinere!) Nachbarstadt Herne eingemeindet wurde. Doch weiter trällern ältere Deutsche „Nichts ist so schön wie der Mond von Wanne-Eickel“ von Friedel Hensch und den Cyprys, einen Hit des Jahres 1962. Heute fahren auch Jüngere wieder mit WAN-Kennzeichen herum.

Mitten in Europa

Wie kam man von dort nach Europa, in dessen Mitte das Ruhrgebiet mit seinen über fünf Millionen Einwohnern doch lag – 600 Kilometer nach Paris, 1000 nach Warschau, 2200 nach Lissabon, 2500 nach Athen, 3000 nach Hammerfest? In meinem Fall über Köln und die dortige Offenheit gegenüber (erstmal nur) den westlichen Nachbarn.

Als Angehöriger des Jahrgangs 1950 habe ich die „europäische Idee“ sozusagen von Beginn an gelebt, und das Ruhrgebiet war ein unbewusstes Experimentierfeld der Europäisierung. Dort schlug man nach der Phase einschneidender Reparationen den Weg einer Montanunion und damit zur arbeitsteilig-kooperativen Produktion von Kohle, Stahl und Eisen ein, und der dortige Menschenschlag war durch Einwanderung aus dem östlichen Europa geprägt – für einen späteren Multikulti-Forscher eine wunderbare Primärerfahrung.

Von Eickel aus betrachtet war Essen, wo ich 2007 meine beruflichen Zelte aufschlug, eine vornehme Stadt. Dort

lag die Villa Hügel der Familie Krupp, deren hohe, holzgetäfelte Hallen ich als Kind andachtsvoll durchschritten hatte. Dort schlug das industrielle Herz Westdeutschlands – mit Krupp, RWE und der Ruhrkohle. Doch dem Glanz des Wiederaufbaus folgte die Herausforderung des Strukturwandels, und heute muss sich die Metropole Ruhr, wie man das Revier mittlerweile nennt, ohne Kohle und Stahl noch einmal neu erfinden. Die Kohle muss im Boden bleiben – eine Revolution für die Kohlereviere der Welt!

Übrigens ist das prächtige Backsteinhaus, in dem das Kulturwissenschaftliche Institut (KWI) residiert, das ehemalige Vorstandsgebäude der Steinkohlen-Elektrizität AG (STEAG), heute noch der fünftgrößte deutsche Stromerzeuger. Eine hübsche Volte der Geschichte: Das KWI-Team dachte im einstigen Dienstzimmer der Ruhrbarone über Klimawandel und Klimawende nach.

Leider war der Blick aus dem Fenster nicht immer erfreulich. Während die deutsche Wirtschaft nach 2010 wieder zu Kräften kam, brachen die Unternehmen an der Ruhr ein. Die einst so mächtige RWE musste ebenso bluten wie Thyssen-Krupp nach blamablen Fehlinvestitionen in Nord- und Südamerika und teuren Korruptionsfällen. Zuvor war Karstadt, ruiniert von Thomas Middelhoff, in die Knie gegangen. Das Presseimperium der Westdeutschen Allgemeinen, lange im Besitz zweier zerstrittener Familien, ist schwer angeschlagen; Opel in Bochum wurde Ende 2014 dicht gemacht.

Auch was den Entlassenen und der gut ausgebildeten Jugend im Ruhrgebiet als Alternative angeboten wurde – Nokia in Bochum und Outokumpu für den Edelstahlzweig in Duisburg – verschwand rasch von der Bildfläche. Und wo eine Branche blüht, wie die Logistik im

Als Angehöriger des Jahrgangs 1950 habe ich die „europäische Idee“ gleichsam von Beginn an gelebt

Duisburger Hafen, wirft das für die pleitegegangene Stadt wenig ab. Verwunderlich ist (anders als damals im „Ruhrkampf“) die unendliche Geduld der Belegschaften, verdankt sich ihre aussichtslose Lage doch kapitalen Fehlern des Managements: Die Stahlbranche hatte sich nicht auf Weltmarktdruck und Ressourcenknappheit eingestellt, das Druckereiwesen nicht aufs Internet, der Einzelhandel nicht auf den Online-Versand, die Stromproduzenten nicht auf die Energiewende.

Der Feudalismus der Ruhrbarone

2007 waren wir vom KWI noch als Klimaspinner verschrien, doch mittlerweile hat sich geklärt, wer die Realisten waren. Die Fehlkalkulationen auf der Villa Hügel und in anderen Nobelhäusern sind Beispiele oligarchischer Selbsttäuschung; Vorstände, die auch privat nur mit ihresgleichen verkehrten und von einer Armada von Ja-Sagern umgeben waren, hatten den Kontakt zur Wirklichkeit verloren. Im Fall des Scheiterns war ihnen stets der goldene Handschlag sicher oder eine Wiedergeburt in neuer Funktion. So etwas nennt man Feudalismus.

Wo bleibt da die Empörung, fragte Stéphane Hessel bei einem Besuch in Essen. Er hatte recht: Verlangt werden darf, dass die Wirtschaft sich vom Kommandositz entfernt und wieder ins gesellschaftliche Gesamtgefüge einbettet. Wir mögen in einer kapitalistischen Wirtschaft arbeiten, wollen aber nicht in einer kapitalistischen Gesellschaft leben. Und

die Ruhrbarone stehen dem Ruhrgebiet nicht länger in der Sonne.

Auf der politischen Seite sieht es nicht viel günstiger aus. Der Strukturkonservatismus im Ruhrgebiet ist zählebig, das Kirchturmdenken von 53 rivalisierenden Städten und Gemeinden nervtötend, die politische Machtlosigkeit der selbsternannten Metropole ein Unding. Verwaltet wird sie aus den Regierungspräsidien Arnsberg, Münster und Düsseldorf – und von der Landesregierung gegenüber der vermeintlich dynamischeren „Rhein-schiene“ benachteiligt.

Einst mächtige Oberbürgermeister stehen heute überwiegend Nothaushaltskommunen vor, und das übriggebliebene Bürgertum erwartet das Heil von staatlichen Zuschüssen, die lange Zeit von altindustriellen Hinterzimmer-Klüngeln verteilt wurden. Versuche, eine Ruhrstadt mit Gewicht zu gründen, sind an diesem alten Denken gescheitert; der in einigen Großstädten vollzogene Machtwechsel von rot zu schwarz(-grün) hat wenig verändert.

Und als der damalige Vorstandsvorsitzende des Evonik-Konzerns Klaus Engel Ende der 2000er Jahre vorsichtig zu erkennen gab, die grünen Zeichen der Zeit erkannt zu haben, musste er mit reichlich Ressentiments kämpfen.

Essen und die Metropole Ruhr wurden 2010 als Europäische Kulturhauptstadt auserkoren. Wenn man aus supranationaler Perspektive auf das schaut, was für die einen das Ruhrgebiet, für die anderen das Revier und für wieder andere die Metropole Ruhr ist (schon wie man das „Objekt der Begierde“ nennt, hat eine Bedeutung!), dann hilft für das Abstecken des Erwartungshorizonts zunächst die Rückversicherung im historischen Erfahrungsraum: Als Naturlandschaft mit Fluss und erheblicher landwirtschaftlicher Nutzfläche, als industrielles Kraftzentrum, als

***Die Fehlkalkulationen
in der Villa Hügel und
anderen Nobelhäusern
sind Beispiele oligarchi-
scher Selbsttäuschung***

Am Boden: Thyssen-Stahlarbeiter demonstrieren 1994 in Duisburg gegen weiteren Stellenabbau.

Bild nur in
Printausgabe
verfügbar

Ganz oben: Kettenkarussell im ehemaligen Schnellen Brüter, Freizeitpark Wunderland Kalkar.



polyzentrische, aus Dörfern gewachsene Stadt. Und: Als Arena eines tiefgreifenden Strukturwandels, der den Abschied von den prometheischen Technologien der Kohlenschächte, Hochöfen und Walzwerke bedeutet, die aber das Bild des „Reviere“ weiter bestimmen.

Reallabor der Reindustrialisierung

Die genannten Elemente tragen nicht alle ein EU-Label. Aber sie drücken in einem ganz emphatischen Sinne etwas aus, das man, wenn das Kunstwort erlaubt ist: Europäizität nennen kann. Menschen aus

verschiedenen Regionen Europas sind in den Schmelztiegel gezogen, in dem die meiste Zeit eine akzeptable Betriebstemperatur tolerierter Diversität herrschte.

Das Ruhrgebiet birgt von seinen Bewohnern und seinem Wissensschatz her genügend Potenzial, um nicht als ein kulturell abgefundenes Krisengebiet (oder der „neue Osten“) dazustehen, aber nur, wenn es sich als ein Reallabor nachhaltiger Reindustrialisierung beweisen kann.

Das war der Sinn des Slogans „Von der Kulturhauptstadt zur Klimametropole“, den wir 2007 am KWI formuliert haben.

Die Erfolgsformel dieser einzigartigen Metropole mit den vielen Zentren heißt „Ruhrbanität“

Damals (und es ist noch nicht so lange her) klang das utopisch, doch in der Polyzentrik („Ruhrbanität“) dieser einzigartigen Metropole liegt der Schlüssel einer Urbanität, die dem Schicksal „abgehängter“ Regionen entgegengehen kann. Dies ist auch ein passabler Urbanisierungspfad im europäischen und globalen Vergleich. Es fragt sich allerdings, ob und wann die überwiegend strukturkonservativen politischen und wirtschaftlichen Eliten aus diesen Möglichkeiten Wirklichkeiten machen.

Mut machen Initiativen, wo die meisten sie wohl am wenigsten erwartet hätten. Bottrop etwa, die Kernstadt von „Innovation City Ruhr“, hat sich dem Klimaschutz verschrieben, ein guter Teil der bis Ende des Jahrzehnts anvisierten Verringerung des Ausstoßes an Treibhausgasen soll bereits geschafft sein.

Das ist vor allem der energetischen Sanierung des Wohnungsbestands zu verdanken, für die man die Bevölkerung mit einem kompetenten Beratungsangebot „mitnahm“. Ich denke gerne zurück an Gespräche mit Bürgern aller Altersgruppen, bei denen noch die Skepsis überwog, aber schon die Lust am Mit- und Selbermachen und die Vorfreude auf eine partizipativ gestaltete Energiewende durchkamen.

Der Ausstrahlung solcher Pilotprojekte auf das Revier als Ganzes steht das zu Recht beklagte Kirchturmdenken entgegen, also mentale Reserven und verwaltungstechnische Eigenbrötlerei der Kommunen. Weiterhin vermisst man ein übergreifendes Verkehrskonzept, das

eine Stadtlandschaft mit fünf Millionen Menschen von der „Autogerechtigkeit“ befreit, die nach dem Zweiten Weltkrieg verordnet wurde. Der öffentliche Nahverkehr ist im Grunde gut ausgebaut, aber es fehlen wichtige Anschlusspunkte, und trotz eines erfreulich wachsenden, kreuzungsfreien Radruhrschnellwegs steckt der Übergang von der S-Bahn auf Rad- und Fußwege noch in den Anfängen. Nichtsdestotrotz wurden die erreichten Fortschritte mit der 2017 erfolgten Ernennung der Stadt Essen zur Grünen Hauptstadt Europas honoriert.

Klimahauptstadt Europas

Da war sie wieder, die kühne Vision: von der Kultur- zur Klimahauptstadt Europas. Viele Akteure haben das Zeug dazu. Die kulturindustrielle Verkleidung, die Simulation eines grünen Naturparks und die Anbindung an die „neue Seidenstraße“ reichen nicht, um eine Metropole zur Entfaltung zu bringen.

Der Schlüssel zum Wiederaufstieg liegt in einer nachhaltigen, so umwelt- wie milieufreundlichen Reindustrialisierung, unterstützt durch wissenschaftliche Projekte zur „KlimaKultur“ und entsprechende Reallabore, wie sie das benachbarte Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie erdacht und erprobt hat.

Das kann nicht aus Bordmitteln geleistet werden, auch wenn ich die mentale Unverwundlichkeit der „Ruhris“ und ihre immer noch beeindruckende technisch-wissenschaftliche Intelligenz dazu zählen würde.

Der, Pardon: Kampf ums Ruhrgebiet muss von vornherein im europäischen Rahmen gedacht und geführt werden. Für den Green New Deal, den die EU nach der Corona-Krise umso mehr benötigt, kann das Revier eines der zentralen Experimentierfelder europäischer Zusammenarbeit werden. Man muss es aber wollen. •

» Europa ist mein Revier, weil...



Hatice Akyün

Journalistin und Buchautorin

... weil es Stolz empfinden kann für Werte wie Solidarität, Demokratie und Toleranz. Mit diesen Werten wurde ich in meiner Heimat ausgestattet, der Zechensiedlung in Duisburg, in der ich aufgewachsen bin. Diese Werte haben mich als Menschen geprägt.



Manni Breuckmann

Sportreporterlegende

... wir zwischen Duisburg und Kamen schon lange die Heimat für Franz und Antek, für Ali und Giovanni sind, weil wir nur als einiges Europa wirtschaftlich gegen die USA und China bestehen können und weil die böse Saat des Nationalismus durch Europa unschädlich gemacht werden kann. Und natürlich, weil in Europa der beste Fußball gespielt wird.



Laura Dahm

Radio- und TV-Moderatorin

... Hinz und Kunz gemeinsam an einem Strang ziehen. Grenzen gibt es nur auf der Karte, aber nicht in unserem Herzen!



Dieter Gorny

Musikunternehmer

...sich das Ruhrgebiet als Standort einer attraktiven Kultur- und Kreativszene in Europa etabliert hat. Die Metropole Ruhr braucht Europa, um internationale Netzwerke, Einflüsse und Strategien in ihre Zukunftsgestaltung einzubinden. Sie ist aber auch selbst Impulsgeberin und Vorbild des strukturellen Wandels.



Inga Humpe

Musikerin

...ich die Vielfalt und Freiheit der Kulturen sehr schätze. Ich bin dankbar, dass wir hier in einer Demokratie leben, die so viele Gestaltungsmöglichkeiten für eine gute Zukunft bietet.



Hannelore Kraft

Politikerin

...auch dort soviel mehr möglich ist, wenn man gemeinsam anpackt, Unterschiede und Herkunft keine Rolle spielen und sich jeder auf jeden verlassen kann.



Friedrich Küppersbusch

Journalist und TV-Produzent

...mein Revier Europa ist. Eine Gegend, die vor sich selbst geheim hält, dass sie eine Fünf-Millionen-Großstadt ist: mit einem halben Dutzend Unis, einem Spaghetti-Teller voller Autobahnen, einer Sprache des kleinsten gemeinsamen Nenners: polnisch Mottek für Hammer, jiddisch Bunke für Bauer, arabisch Burka für endlosen, blödsinnigen politischen Streit.



Norbert Lammert

Politiker

... die Europäische Union im Lichte der Erfahrungen, die die Völker Europas über Jahrhunderte miteinander gemacht haben, mit all ihren Problemen die größte Errungenschaft in der gemeinsamen Geschichte ist.“



Ralf Moeller

Schauspieler

... es mit all seiner Multikulturalität Freiheit und Demokratie bedeutet. Werte, auf die wir stolz sein können und die heute leider in vielen Ländern der Welt immer mehr beschnitten werden. Aber Europa bedeutet für mich auch das Wohlgefühl von Heimat.



Alexandra Popp

Fußballnationalspielerin

... ich als Kind des Reviers mit vielen Werten aufgewachsen bin, die auch die Europäische Union ausmachen: Vielfalt, Respekt und ein Miteinander verschiedener Kulturen werden in meiner Heimat großgeschrieben!



Zwillingsnaht

Mode-Influencerinnen

... Heimat und Vielfalt Hand in Hand gehen. Ständig in Bewegung, mit vielfältiger Kulturlandschaft und historischer Industriekulisse, bietet das Ruhrgebiet mehr als nur Currywurst, Pommes und Mayo.



Bits und Bytes statt Qualm und Rauch

Auch dank EU-Fördermitteln ist das Ruhrgebiet auf dem besten Wege, sich von einer Kohleregion zum Hightech-Hotspot zu entwickeln. Dieser Strukturwandel könnte für andere EU-Regionen zum Vorbild werden.

Von Katja Scherer

Wer mit der Straßenbahn in den Essener Norden Richtung Katernberg fährt, sieht überall die Spuren der Vergangenheit: Zwischen den Häusern ragen stillgelegte Zechentürme wie überdimensioniertes Playmobil-Spielzeug hervor. Dunkelrote Backsteingebäude erinnern an all die Grubenarbeiter, die dort über ein Jahrhundert lang malochten. Auf den ersten Blick wirkt vieles davon wie Relikte aus der Vergangenheit – übrig geblieben aus einer Zeit, als Stahlwerke und Kohlegruben der Region zu rauchigem Ruhm verhelfen.

Wer genauer hinschaut, merkt allerdings schnell: Gestern und morgen liegen im heutigen Ruhrgebiet oft nah beieinander. Sebastian Kowitz zum Beispiel hat in einer alten Zeche das Hightech-Start-up Talpasolutions gegründet. Das historische Gebäude ist innen modern ausgebaut; die Büros des 40-köpfigen Teams sind lichtdurchflutet. In einem der Räume hebt Kowitz einen detailliert gestalteten Modellbagger auf den Tisch. „Das sind die Maschinen, mit denen wir arbeiten“, sagt er. Das junge Unternehmen ist im Bergbau tätig, einer klassischen Branche der Region – allerdings auf ganz neue Weise.

Bei Talpasolutions können Unternehmen ihre Maschinen auf innovative Art warten lassen. Das heißt konkret: Der Bagger, den Kowitz gerade als Modell auf den Tisch gestellt hat, steht in Wirklichkeit mit 600 Tonnen Gesamtgewicht in Südafrika. Und obwohl das 13 000 Kilometer weit weg ist, kann Kowitz genau nachvollziehen, ob der Bagger derzeit gut funktioniert oder nicht. Die Maschine verfügt nämlich über zahlreiche Sensoren, die Daten in Echtzeit nach Essen übertragen. Kowitz öffnet eine Software an seinem Laptop und zeigt auf ein 3D-Modell des Baggers. „Hier sehe ich jetzt zum Beispiel, dass der Motor bald überhitzt“, sagt er. Der Betreiber der Ma-

schine kann diese Information ebenfalls einsehen und so eingreifen, bevor der Bagger ausfällt.

Industrieparks, Radwege, Jobs

Bits und Bytes statt Qualm und Rauch: Das ist eine Vision, die das Ruhrgebiet schon länger antreibt. Eine wichtige Rolle spielen dabei EU-Fördergelder, die den Strukturwandel unterstützen. Zwischen 2007 und Ende 2016 hat Brüssel die Region mit mehr als einer Milliarde Euro bedacht – und das ist nur die Summe aus den wichtigsten Fördertöpfen. Ob neue Industrieparks, Radwege oder Projekte, die Langzeitarbeitslose bei der Jobsuche unterstützen – all das wird mit Mitteln der EU gefördert.

Dennoch haben viele Orte der Region mit Abwanderung zu kämpfen. Und auch die Arbeitslosigkeit liegt vielerorts über dem Bundesdurchschnitt. „Wenn man sich aber anschaut, wie viele Arbeitsplätze zuletzt neu entstanden sind, dann liegen wir beim Beschäftigungswachstum über dem Bundesdurchschnitt“, sagt Andrea Höber vom Regionalverband Ruhr (RVR), in dem sich die elf kreisfreien Städte und vier Kreise der Region zusammengeschlossen haben. Soll heißen: Vor Ort tut sich etwas.

Das Gros der EU-Förderung für das Ruhrgebiet lässt sich nach Angaben des Regionalverbands drei Säulen zuordnen. Die Programme EFRE (Europäischer Fonds für Regionale Entwicklung) und ESF (Europäischer Sozialfonds) dienen dem Strukturwandel. Das Programm Horizont 2020 soll die Forschung stärken. Dazu kommt noch etwas Geld aus anderen Töpfen, etwa den Interreg-Programmen, mit denen die EU länderübergreifende Kooperationen fördert. Oder dem Programm Ländlicher Raum ELER, von dem das dicht besiedelte Ruhrgebiet aber eher am Rande profitiert. Karina Kleinowski, die beim Regionalverband Ruhr die Auswertung der



Katja Scherer

arbeitet als freie Wirtschaftsjournalistin für diverse Medien in Print und Hörfunk. Zu ihren Schwerpunkten zählen Wirtschaftspolitik, Digitalisierung und Unternehmertum.



Leuchtende Vorbilder: „Smart Poles“ (hier ein Testlauf in Essen) sind Laternen, die Umweltdaten messen, WLAN und Strom für E-Autos liefern und als Parkleitsystem, Notrufsäule und digitale Anzeigetafeln dienen.

EU-Förderung koordiniert, beschreibt die übergeordneten Ziele der Förderung so: „Innovationen fördern, Arbeitskräfte qualifizieren, soziale Ungleichheit mindern und insgesamt die wirtschaftliche Entwicklung stärken“.

Wie genau das Geld aus den EU-Töpfen vor Ort ausgegeben wird, entscheiden der Bund und das Land NRW. Die 53 Kommunen im Ruhrgebiet können aber vorab Ideen einbringen, wie genau die europäischen Programme ausgestaltet werden sollen. Dabei sei die Abstimmung zwischen den Städten in der Region mittlerweile deutlich besser, erzählt Kleinowski. So reichten diese inzwischen immer gemeinsame Positionspapiere ein. „Das ist für die Region ein enormer Fortschritt.“

Bisher war die Nachbarschaftsliebe in der Region nämlich vielerorts begrenzt, nicht nur im Fußball. Der Grund dafür liege in der Geschichte der Region, erklärt

Höber. „Die räumliche Entwicklung des Ruhrgebiets ist geprägt durch eigenständige Siedlungen, die um einzelne Zechen herum gewachsen sind.“ Das Verständnis, dass durch eine Zusammenarbeit jede Gemeinde für sich profitieren könne, sei erst neuerdings nach und nach gewachsen.

Die Stärken der Region ausbauen

Nur vereint bringen die Städte in der Region das Gewicht mit, um als wirtschaftlicher Standort relevant zu sein. Allein sind sie ein Flickenteppich, vereint ein Wirtschaftsraum mit über fünf Millionen Menschen. Im Jahr 2011 haben sich die Kommunen daher zusammengerauft und auf einen sogenannten Leitmarkt-Ansatz verständigt. Sie haben definiert, welche wirtschaftlichen Stärken der Region weiter ausgebaut werden sollten. Dazu zählen nun unter anderem die Gesundheitswirtschaft, urbane Mobilität, digitale

Kommunikation und Ressourceneffizienz. Und auch als Hochschul- und Start-up-Standort will sich das Ruhrgebiet mithilfe der EU-Programme hervortun.

Diese Bemühungen zeigen Wirkung. Gründer Sebastian Kowitz von Talpasolutions hat sich mit seinem Unternehmen ganz bewusst für das Ruhrgebiet als Standort entschieden. Anders als etwa in der deutschen Gründermetropole Berlin habe er in Essen viele Industrieunternehmen und mittelständische Maschinenbauer in der Nähe, sagt Kowitz. „Das heißt, wir können viel leichter und schneller Kontakte aufbauen.“ Außerdem möge er die Mentalität der Leute: „Die Gründerszene im Ruhrgebiet ist geerdeter: Weniger hip, aber produktiv, und man bekommt ehrliches Feedback.“ Auch Kowitz hat von EU-Gel-

dern profitiert: Im Jahr 2016 bekam seine Firma ein Stipendium vom europäischen Industriekonsortium EIT Raw Materials, das auch Mittel aus der EU-Forschungsförderung Horizont 2020 nutzt.

Überhaupt hat sich die Start-up-Szene im Ruhrgebiet zuletzt gut entwickelt. Und dort zeigt sich auch, wie es gelingen kann, die Region als Einheit zu präsentieren. Von der Gründungsmesse startupweek:Ruhr bis hin zum Gründerportal ruhrgruender.de: Selten ist unter den Jungunternehmern von einzelnen Städten die Rede.

Zu den erfolgreichen Nachwuchsfirmen vor Ort zählt neben Talpasolutions auch Zoliton. Das Bochumer Start-up hat einen neuartigen Sensor entwickelt, der etwa den Füllstand von Müllcontainern messen kann. Das hilft, die Arbeit der



Abgehoben: „Smartheli“ heißt der innovative Kleinst-Helikopter, der hier in der Technik-Erlebniswelt in Essen zu sehen ist.

Stadtreinigung zu optimieren. Dafür hat Zolitron Geld vom Europäischen Fonds für Regionale Entwicklung (EFRE) bekommen. Klaus-Heiner Röhl vom Kölner Institut der deutschen Wirtschaft hält solche Neugründungen für ausgesprochen wichtig: „Das ist der nachhaltigste Weg hin zu mehr Arbeitsplätzen.“

Wirtschaft und Wissen vernetzen

Eine Stärke der Region sind auch die Studienangebote vor Ort. Mit 22 Einrichtungen zähle das Ruhrgebiet inzwischen zu den dichtesten Hochschullandschaften in ganz Europa, sagt Andrea Höber vom Regionalverband der Region. Beachtlich ist das insbesondere vor dem Hintergrund, dass die erste Hochschule vor Ort, die Ruhr-Universität Bochum, erst in den 1960er Jahren gegründet wurde. Vorher sei das Ruhrgebiet sehr stark als Arbeiterregion verstanden worden, sagt Höber. „An der Gründung von Universitäten hatte man lange Zeit gar kein Interesse.“

Inzwischen ist von solchen Berührungssängsten nur noch wenig zu spüren. Die Ruhr-Universität Bochum etwa zählt mit knapp 43 000 Studierenden eigenen Angaben zufolge zu den größten Hochschulen Deutschlands. Die Universitäten in Bochum, Dortmund und Duisburg-Essen haben sich zudem zur Universitätsallianz Ruhr zusammengeschlossen, um die Forschung vor Ort gemeinsam auszubauen.

Auch dabei helfen EU-Gelder. Wissenschaftler der Universität Duisburg-Essen bekamen mehr als 480 000 Euro für ihre Forschung zur schnellen Datenübertragung per Mobilfunk; Forscher der Universität Dortmund profitierten vom EU-Programm Horizont 2020. Sie wollten herausfinden, wie sich Methangas für die Energieversorgung nutzen lässt.

Ein klar definiertes Ziel der Region ist es zudem, Wissenschaft und Wirtschaft

enger zu vernetzen – auch damit all die gut ausgebildeten Studierenden künftig häufiger in der Region bleiben. Als das ehemalige Opel-Gelände in Bochum als neuer Industriepark umgenutzt wurde, war die Ruhr-Universität Bochum dort eine der ersten Mieterinnen. Inzwischen sind auf dem

*Mit 22 Einrichtungen
zählt das Ruhrgebiet
inzwischen zu den dichtesten Hochschullandschaften Europas.*

Gelände namens „Mark 51/7“ auch Firmen wie DHL, die Bosch-Tochter Escrypt und der IT-Dienstleister für Raumfahrt Scysis angesiedelt. Und auch mit einem zweiten Leuchtturmprojekt kann Bochum punkten: Dort hat das Land Nordrhein-Westfalen mit Unterstützung der EU den sogenannten Gesundheitscampus aufgebaut,

auf dem inzwischen zahlreiche Firmen und Forscher aus dem Gesundheitssektor zusammenarbeiten. Allerdings: Damit junge Leute bleiben, müssen nicht nur die Karrierechancen stimmen. Auch die Lebensqualität gilt inzwischen als einer der wichtigsten Faktoren, die über den Erfolg von Regionen entscheiden. Schlechte Luft

dafür eingesetzt, das Leben im Ruhrgebiet attraktiver zu machen, und zwar in zweierlei Hinsicht. Zum einen, indem viele frühere Industriegebäude wie Zechen und Kokereien zu Kulturstätten umgebaut wurden. Zum anderen, indem die einst rußige Region in eine „grüne Lunge“ verwandelt wurde – auch durch neue Mobilitätsangebote.

So vermarktet sich die Gegend inzwischen als „Radrevier.Ruhr“. Zu den bekanntesten Wegen zählt der Ruhrtal-Radweg am gleichnamigen Fluss entlang – ebenfalls ein Projekt, das mit EU-Mitteln gefördert wurde. Zudem gibt es zahlreiche kleinere Routen, die über mehrere Knotenpunkte vernetzt sind. Die Arbeiten am Radschnellweg RS1 von Duisburg nach Hamm, von dem vor allem Pendler profitieren sollten, sind allerdings wegen baurechtlicher Probleme ins Stocken geraten.

*Frühere Industrie-
gebäude wurden zu
Kulturstätten, die
einst rußige Region zur
„grünen Lunge“.*

Hürden der Zusammenarbeit

Vielerorts also wandelt sich das Ruhrgebiet; doch Klaus Heiner Röhl vom Institut der deutschen Wirtschaft warnt vor übertriebenen Erwartungen. „Bis sich die neuen Ansätze in den makroökonomischen Daten zeigen, zum Beispiel die Arbeitslosenquote dauerhaft sinkt, wird es noch Jahre dauern“, sagt er. Auch weil die EU-Förderung im Vergleich zur Unterstützung etwa von osteuropäischen Gebieten eher gering sei. „Absolut betrachtet klingen die Zahlen zwar nach viel Geld. Aber wenn man das auf gut fünf Millionen Einwohner herunterrechnet, hat das pro Kopf nur eine geringe Wirkung.“

und graue Wohnblöcke – also die früheren Markenzeichen des Ruhrgebiets – sind für viele ein absolutes No-Go.

Ein großer Teil der EU-Förderung wurde daher in den vergangenen Jahren

Karina Kleinowski vom Regionalverband Ruhr hält die Unterstützung durch die EU dennoch für bedeutsam. Die Kunst sei, das Geld eben möglichst smart einzusetzen, sagt sie. „Wenn wir zum Beispiel EU-Gelder nutzen, um ehe-



Wissenshungrig: Blick in die Mensa der Ruhr-Universität Bochum. 1962 gegründet, zählt sie heute zu den größten Hochschulen in Deutschland.

malige, kontaminierte Industrieflächen herzurichten, können sich dort neue Unternehmen ansiedeln, sodass für die gesamte Region ein nachhaltiger Wachstumseffekt entsteht.“ Sie hofft, dass ihre Region künftig umgekehrt eine strategische Rolle für die EU einnehmen kann – etwa als Logistikzentrum. Immerhin endet in Duisburg die neue chinesische Seidenstraße; die Zahl der chinesischen Firmen in der Region wächst. „Dieses Pfund können wir ausbauen“, ergänzt Andrea Höber.

Dass das Ruhrgebiet auf einem guten Weg ist, findet auch Gründer Sebastian Kowitz. „Wir möchten die Region auf jeden Fall weiter mit voranbringen“, betont er. Sein Unternehmen plane bereits, weitere Mitarbeiter einzustellen. Doch auch wenn schon vieles gut laufe: Am Ziel sei das Ruhrgebiet nicht. So sei die Konkurrenz zwischen verschiedenen Kommunen noch immer spürbar, sagt Kowitz. „Ich würde

mir zum Beispiel klar definierte Ansprechpartner wünschen und zwar auch über kommunale Grenzen hinweg.“ Suche man etwa eine Bürofläche in Gelsenkirchen, weil es in Essen keine passende gebe, fühle sich niemand dafür zuständig. Und ein weiteres Ärgernis für ihn: Die Straßenbahnen und Busse zwischen verschiedenen Städten im Ruhrgebiet seien oft nicht gut genug aufeinander abgestimmt.

Das zeigt: Aus eigenständig gewachsenen Kommunen mal eben eine Metropolregion zu machen, ist keine leichte Aufgabe. Die richtigen Grundsteine seien aber gelegt, sagt Strukturwandelforscher Klaus-Heiner Röhl. „Das muss die Bundesregierung nun in Kooperation mit dem Land NRW und EU-Mitteln ausbauen.“ Das Werben um die Gelder der nächsten EU-Förderperiode hat begonnen. Eine klare Vision, wie es sie für die Zukunft des Ruhrgebiets nun gibt, kann dabei nur helfen. •

„Wir erleben Europa häufig unbewusst“

Europaschulen, Europa-Studiengänge, Erasmus: Formal bietet die EU jungen Menschen im Ruhrgebiet einiges an. Doch wie kommt das bei denen an? Zwei Vertreter der Jungen Europäischen Föderalisten (JEF) im Gespräch.

Interview mit Anna-Lena Rose und Markus Schneider (JEF)

Internationale Politik: Frau Rose, Herr Schneider, was war Ihr persönlicher „Europa“-Moment, wann haben Sie beschlossen, sich für die EU zu engagieren?

Anna-Lena Rose: Bei mir war es nicht unbedingt ein konkreter Moment. Ein Teil meiner Familie lebte in England, und für mich war es immer ganz selbstverständlich, mit meinen Eltern im VW-Bus überall in Europa herumzufahren und Freunde in vielen europäischen Ländern zu haben. Ich habe Europawissenschaften studiert, unter anderem in den Niederlanden und Großbritannien. Die JEF habe ich während meines Studiums in Münster kennengelernt. Engagiert für Europa habe ich mich also schon länger, aber als im Zuge der großen Migrationsbewegung viel Europakritik aufkam, dachte ich: „Aha, so selbstverständlich ist das offenbar doch nicht alles. Es wird Zeit, etwas zu tun.“

Markus Schneider: Ich würde mich auch als Herzens-Europäer bezeichnen, ohne dass es da ein

besonders einschneidendes Erlebnis gegeben hätte. In den Krisen, die wir ab 2008 erlebt haben, wurde auch bei mir der Wunsch größer, etwas zu bewegen in Europa – auch um der Europaskepsis entgegenzuwirken. Da passte es gut, dass ich auf dem Campus in Bochum vom JEF-Landesgeschäftsführer Simon Gutleben angesprochen wurde.

Wie lässt sich eine Generation, die nach Ende des Kalten Krieges geboren ist, für die EU erwärmen? Sind es formale Angebote wie Europaschulen, Europa-Studiengänge, Erasmus-Programme, oder sind es eher ideelle Werte? Spielt so etwas wie der Friedensgedanke oder die Gründung der EU noch eine Rolle, Stichwort „Montanunion“?

Rose: Fürs Ruhrgebiet ist die Montanunion historisch unheimlich wichtig. Und bei der Gründung der JEF 1949 war das Thema Frieden aus naheliegenden Gründen noch allgegenwärtig. Heute ist das nicht mehr so präsent, und es ist nichts, was



Anna-Lena Rose

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der TU Dortmund und seit 2019 Co-Vorsitzende der Jungen Europäischen Föderalisten (JEF) Bochum-Dortmund. Die JEF, im Jahre 1949 als Bund Europäischer Jugend (BEJ) gegründet, setzen sich für Frieden, Demokratie, Partizipation und ein Europa ohne Grenzen ein.

junge Leute wirklich persönlich betrifft. Ich glaube aber, dass man zwischen diesen „formalen“ Angeboten und den „ideellen“ Werten gar nicht so trennen kann. Durch Erasmus, durch Europaschulen, durch europäische Studiengänge werden eben auch ideelle Werte geprägt, weil dadurch Europa „erlebbar“ gemacht wird. **Schneider:** Auch die Inhalte von Studiengängen spielen da eine Rolle. In meinem Masterstudiengang Wirtschaft lernen wir viel über europäisches Recht und wie es sich auf Waren- oder Güterverkehr auswirkt. Und daran sieht man dann auch wieder, wie wichtig all das für uns im Alltag ist – auch wenn es manchmal gar nicht so ersichtlich ist.

Rose: Ich glaube, das ist der Punkt: Die Vorteile der EU sind für viele selbstverständlich geworden, und durch diese formalen Angebote bringt man sie den Leuten noch mal etwas stärker ins Bewusstsein.

Erleben denn junge Menschen im Ruhrgebiet die EU in ihrem Alltag?

Rose: Das schon, aber ist ihnen das auch bewusst? Gerade das Ruhrgebiet als wirt-

„Wir erleben Europa häufig unbewusst“

schaftlich eher schwach gestellte Region profitiert erheblich vom Europäischen Fonds für regionale Entwicklung. Wenn man genauer hinschaut, sieht man überall die kleinen Schilder à la: „... wurde mitfinanziert von der EU“. Außerdem wohnen wir hier relativ grenznah, fahren zum Einkaufen in die Niederlande und nach Belgien, haben jederzeit Produkte aus Europa und der Welt verfügbar. Wir erleben Europa ständig im Alltag, aber oft unbewusst.

Nun muss man dazusagen, dass wir als JEF-Mitglieder uns vergleichsweise intensiv mit europäischen Themen und der Bedeutung der EU für unser Leben auseinandersetzen. Zudem studieren viele von uns oder haben studiert und sind so mit formalen Angeboten der EU wie Erasmus in Kontakt gekommen. Deshalb können wir nicht ohne Weiteres für alle jungen Menschen im Ruhrgebiet sprechen.

Konzentriert sich die EU bei ihrem Werben für Europa zu stark auf den akademischen Nachwuchs?

Schneider: Ja. An der Uni wird oft Bezug genommen auf europäische Gegebenheiten, nicht nur bei europaspezifischen Studiengängen. Aber in der Ausbildung kommt das oft zu kurz. Nur ein Beispiel: Viele Ausbildungsplätze werden durch den EU-Strukturfonds geschaffen. So etwas müsste an den Berufsschulen ins Curriculum: Was bringt mir die EU?

Rose: Ich glaube auch, dass es manchmal nicht genügt, nur Angebote zu machen; man muss auch aktiv auf die Leute zugehen. Die EU hat ja mit Erasmus+ ein Programm für Auszubildende. Aber noch fehlen da Infrastruktur und Unterstützung,

Die Frage „Was bringt mir die EU?“ sollte nicht nur an den Unis behandelt werden. Sie gehört auch ins Curriculum der Berufsschulen.

die Abstimmung mit den Betrieben ist schwierig, und die Ausbildungssysteme sind sehr unterschiedlich. Das macht es für Auszubildende nicht leichter, das Programm zu nutzen. Da muss die EU offener vorgehen und besser informieren ...

Schneider: ... und möglichst nicht im akademischen Stil, sondern in einer verständlichen Sprache.

Rose: Ja, die EU ist komplex, und ihre Sprache ist es auch. Für viele Menschen macht es das schwierig zu begreifen, worum es da eigentlich geht.

Was sind denn die wichtigsten Kritikpunkte junger Menschen in der Region an der EU?

Rose: Das hängt davon ab, mit wem man spricht. Fragt man Leute, die sich viel mit dem Thema Europa auseinandersetzen, dann bekommt man andere Antworten als von denen, die das nicht tun. Wir als JEF etwa fordern ein offeneres, demokratischeres und gerechteres Europa; wir kritisieren die relativ schwache Stellung des direkt gewählten Europäischen Parlaments bei der Gesetzgebung. Die Kritik junger Menschen, die sich nicht so sehr mit Europa beschäftigen, zielt eher auf die Finanzkrise oder Migrationsbewegungen nach Europa. Der Gedanke, dass die EU zur Problemlösung beitragen könnte, wenn die Mitgliedstaaten sie nur ließen, ist leider nicht so verbreitet.

Schneider: Das hat natürlich mit dieser fast zum Dogma gewordenen Praxis der nationalen Regierungen zu tun, Misserfolge zu europäisieren und Erfolge zu nationalisieren. Und mit der mangelnden Fähigkeit der EU, die Vorteile einer Mitgliedschaft zu vermitteln. Allerdings gibt es auch völlig berechtigte Kritikpunkte: etwa die EU-Dublin-Verordnung, wonach diejenigen Mitgliedstaaten für die Migranten zuständig sind, in denen diese gelandet sind.



Markus Schneider

gehört ebenfalls dem JEF-Kreisverband Bochum-Dortmund an. Im JEF-Landesverband beschäftigt er sich vor allem mit programmatischen Fragen. Derzeit studiert Schneider in Bochum Betriebswirtschaftslehre.

Rose: „Dublin“ ist ein gutes Beispiel dafür, dass Mitgliedstaaten sich davor scheuen, eigene Souveränität abzugeben – und das an einer Stelle, wo es sinnvoll wäre. Die Dublin-Verordnung wird ja seit Jahren von Mittelmeeranrainern wie Italien und Griechenland kritisiert. Aber die Mitgliedstaaten, die sich im Inneren der EU befinden, etwa Deutschland, sehen keinen Reformbedarf – warum auch, sie profitieren ja von der Regelung. Als sich 2015 dann herausstellte, dass Dublin nicht funktioniert, hieß es schnell, dass Brüssel schuld sei. Dabei ist nicht die EU das Problem, sondern die Blockade von Initiativen und Gesetzesentwürfen durch einzelne Mitgliedstaaten. Generell glauben wir, dass zu viel in der EU national organisiert ist – und zu viel national diskutiert wird.

Auch in der Corona-Krise haben sich die EU-Mitgliedstaaten von ihrer schlechten, weil egoistischen Seite gezeigt – zumindest am Anfang. Wie ist das bei Ihnen angekommen?

Schneider: Wir waren einigermaßen wütend auf die Länder, denen erstmal nichts Anderes einfiel als ihre Grenzwälle hochzuziehen. Und auch hier kann man nicht

sagen, dass die EU schuld war. Brüssel hat früh genug gewarnt – die nationalen Verantwortlichen haben nur nicht auf die Warnungen gehört.

Rose: Man könnte auch mal fragen, warum man sich nur an den nationalen Grenzen orientiert hat. Als die Fallzahlen stiegen, wäre es ja auch denkbar gewesen, Bundesländer wie Bayern und NRW abzuschotten. Andererseits konnten die Mitgliedstaaten nur so handeln, weil die EU, wie sie momentan ist, eben so ihre Schwächen hat. Wir jungen europäischen Föderalisten sind ja proeuropäisch, aber nicht unkritisch. Wir wollen, dass die EU sich weiterentwickelt. Und da könnte Corona auch eine Chance für Europa sein: zu begreifen, wo man in Zukunft stärker zusammenarbeiten muss. Da gab es ja auch schon interessante Vorschläge von der Kommission.

Laut der Shell-Jugendstudie 2019 stehen die Themen Migration und Asyl, Klima und Umwelt sowie Wirtschafts- und Finanzpolitik auf der Prioritätenliste junger Europäer ganz oben, gefolgt von Lohngleichheit und Geschlechtergerechtigkeit. Deckt sich das mit den Themen, die den Jugendlichen aus dem Ruhrgebiet besonders wichtig sind?

Rose: Hier steht das Thema Klima ganz vorne, sowohl bei den JEF als auch bei den jungen Menschen insgesamt. Die widmen sich dem Thema mit einer Unbedingtheit, dass ich mich mit meinen 28 Jahren oft regelrecht alt fühle. Ich finde das großartig. Und dann natürlich Migration und Asyl – alles Probleme, die miteinander verknüpft sind und die einer grenzübergreifenden Zusammenarbeit bedürfen.

Schneider: Gerade die Integration von Flüchtlingen ist hier im Ruhrgebiet ein wichtiges Thema. Es gibt da schon das eine oder andere EU-Projekt, aber wir glauben, da ließe sich noch mehr machen.

Wenn Klima das wichtigste Thema ist: Wird so etwas wie der European Green Deal als echter Fortschritt wahrgenommen oder als die Art von Schaufensterpolitik, die doch nichts ändert?

Schneider: Der Green Deal wird definitiv positiv gesehen, nicht nur als Fassade. Wir hoffen da auf einen erheblichen Innovationsschub und darauf, dass die EU bei den alternativen Energien eine gewisse Vorreiterrolle einnimmt.

Und wie sieht es mit Lohngleichheit und Geschlechtergerechtigkeit aus?

Rose: Grundsätzlich spielen Gerechtigkeitsfragen im Ruhrgebiet eine große Rolle, ob es um Löhne geht, um ungerechte Besteuerung oder um Steueroasen. Gerade weil man hier als einfacher Bürger oft das Gefühl hat, benachteiligt zu werden. Das Ruhrgebiet ist eine Region im Wandel, und man erwartet hier, dass Europa uns unterstützt bei einer sozial gerechten Transformation hin zu einer zukunftsfähigen Gesellschaft. Und dann ist da noch das Stichwort „Sicherheit“: finanzielle Sicherheit für Familien und kleine Unternehmen, aber auch Schutz vor Terrorismus.

Wenn Europa die jungen Menschen überzeugen will, dann braucht es mehr Partizipation, mehr Information, mehr Bildungsarbeit. Es müssten noch viel mehr Möglichkeiten geschaffen werden, Europa zu erleben, mehr Mobilität, mehr Austausch. Es ist wichtig, alle mitzunehmen, nicht nur die, die sich sowieso schon für Europa interessieren. Gerade hier im Ruhrgebiet.

Es ist wichtig, alle mitzunehmen, nicht nur die, die sich sowieso schon für Europa interessieren. Gerade hier im Ruhrgebiet.

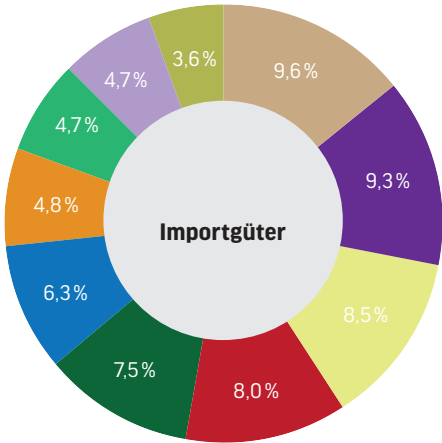
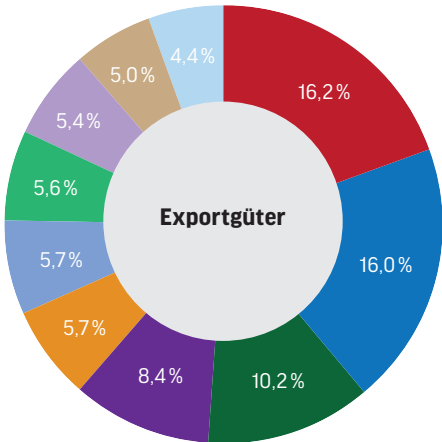
Die Fragen stellte Joachim Staron.

Handelsmacht im Herzen Europas

Mit wem treibt das Ruhrgebiet wirtschaftlichen Austausch, was führt es ein, was aus? Die Daten für Nordrhein-Westfalen liefern dazu wichtige Anhaltspunkte.

Maschinen, KFZ, Chemie

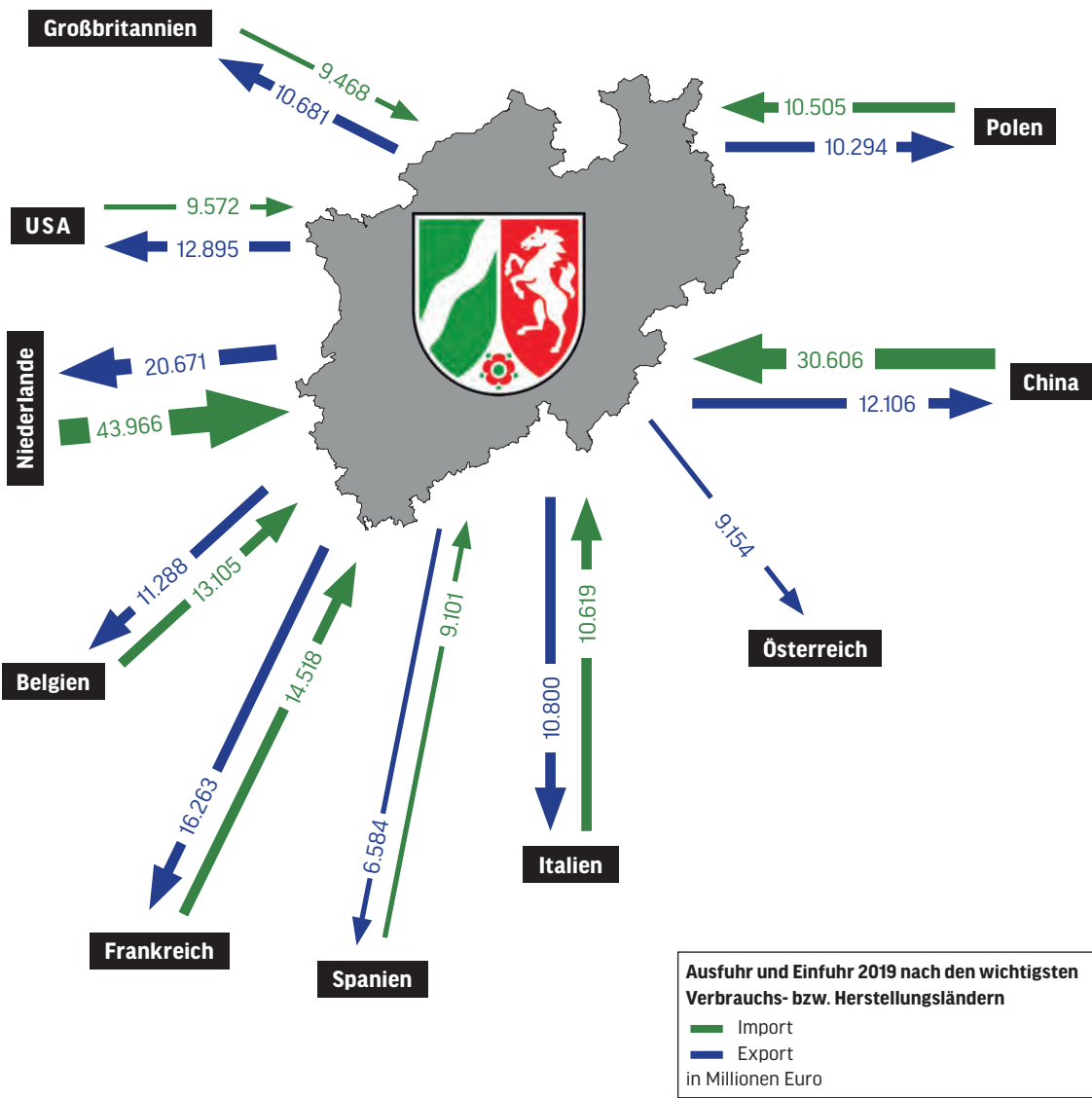
Für Ex- und Import spielen in NRW traditionell starke Branchen wie Maschinen- und Fahrzeugbau sowie die chemische Industrie eine wichtige Rolle. Dazu kommen Einfuhrgüter wie Erdöl und Erdgas, EDV-Geräte sowie elektrische und optische Erzeugnisse.

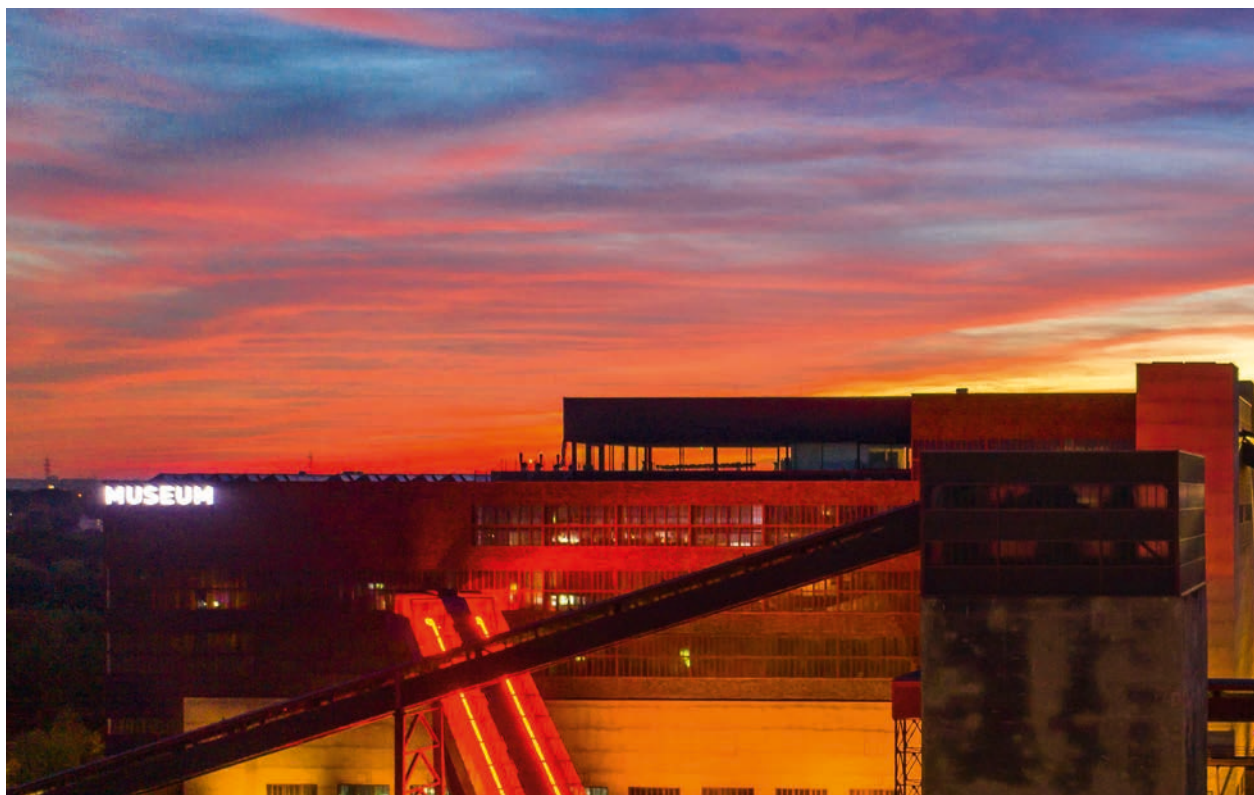


- Datenverarbeitungsgeräte, elektrische und optische Erzeugnisse
- Kraftwagen und Kraftwagenteile
- Erdöl und Erdgas
- Chemische Erzeugnisse
- Metalle
- Maschinen
- Elektrische Ausrüstungen
- Nahrungsmittel und Futtermittel
- Pharmazeutische und ähnliche Erzeugnisse
- Kokereierzeugnisse und Mineralölerzeugnisse
- Gummi- und Kunststoffwaren
- Metallerzeugnisse

Europa weit vor USA und China

Ein Blick auf die Handelspartner liefert einen klaren Befund: Nordrhein-Westfalen tauscht sich im Wesentlichen mit seinen näheren und etwas weiter entfernten Nachbarn aus. Doch China bleibt vor allem als Importland für NRW auf dem Vormarsch.





Meister der Musen

2020 feiert man im Ruhrgebiet zehn Jahre Europäische Kulturhauptstadt. Wie liest sich die Bilanz heute, auch im Vergleich zu der anderer Titelträger wie Liverpool (2008) oder Linz (2009)?

Von Robert B. Fishman

Auf der Freiheit hinter dem Essener Hauptbahnhof klettern Bergleute eng aneinander gedrängt durch einen Stollen dem Tageslicht entgegen. Das bleigraue Denkmal „Steile Lagerung“ erinnert an die rund 15 Jahrzehnte, die das Ruhrgebiet bis heute prägen: Kohle und Stahl. „Von Arbeit ganz grau“, wie es Herbert Grönemeyer in seine Ruhr-Hymne „Bochum“ singt.

Zehn nach Zehn im Revier

Unter dem Denkmal donnern Autos und Lastwagen über die Demarkationslinie, die Essen und andere Revierstädte in einen armen, industriellen Norden und einen kaufkräftigen, grünen Süden teilt: Die Autobahn A 40 durchschneidet das Ruhrgebiet von Ost nach West. Vor zehn Jahren organisierte Ralph Kindel hier eines der größten Ereignisse der „Kulturhauptstadt Europas Essen und das Ruhrgebiet“: das „Still-Leben Ruhr-Schnellweg“. Marketingmanager Kindel bekommt heute noch leuchtende Augen, wenn er sich auf der Essener Freiheit über der A40 an den „perfekten Tag“ erinnert: Auf 60 Kilometern feierten zwei Millionen mit 23 000 Picknicktischen und ebenso vielen Bühnen die bunte Zivilgesellschaft des Ruhrgebiets auf der



für einen Tag gesperrten Autobahn. Der *Spiegel* berichtete damals von der „Mischung aus Betriebsausflug, Kleinkunst und Sozialverbandsinfotainment sowie mittelständischer Sponsoring-Veranstaltung“, mit der sich das „gute alte Ruhrgebiet“ selbst gefeiert habe.

Zehn Jahre danach fiel das Fest „Zehn nach Zehn“ zu Ehren der damaligen Kulturhauptstadt Europas auf der Zeche Zollverein bescheidener aus. Die Gestalter der Kulturhauptstadt 2010 schwelgten in Erinnerungen und versicherten unisono, dass sich die Investition von rund 80 Millionen Euro unbedingt gelohnt habe. Für den ehemaligen Leiter des Projekts Fritz Pleitgen hat das Ruhrgebiet „als Einheit die bisher erfolgreichste Kulturhauptstadt Europas“ gestaltet.

Gut vernetzt wie nie

Mehr als die vielen Kulturbauten sind es die im Kulturhauptstadt-Jahr entstandenen Netzwerke, die das Revier vorangebracht haben: Museen, Theater und an-

dere Kulturorte aus verschiedenen Städten finden sich zu den „Ruhrbühnen“ oder den „Ruhrkunstmuseen“ zusammen und organisieren gemeinsame Ausstellungen und Aufführungen. Unter der Marke „Literaturgebiet Ruhr“ veranstalten mehr als 80 Bibliotheken, Vereine, Lesekreise, Verlage, Buchhandlungen, Kulturzentren und -ämter Lesungen, Poetry Slams, Schreibwerkstätten und mehr.

Im Dortmunder „U“ hat das Zentrum für Kunst und Kreativität eine Heimat gefunden. Es verbindet in der 1926/27 erbauten ehemaligen Unions-Brauerei Kunst, Forschung, kulturelle Bildung und Kreativität mit Ausstellungen, Workshops, Vorträgen, Konzerten und Clubabenden.

„Das Ruhrgebiet ist so gut vernetzt wie noch nie“, bilanziert Kulturmanager Kindel. Der Essener organisiert und vermarktet große Veranstaltungen wie 2017 die „Grüne Hauptstadt Europas“. Die Auszeichnung hätte Essen ohne die Erfahrung mit der Kulturhauptstadt Europas wahrscheinlich nicht bekommen.



Robert B. Fishman
berichtet für Hörfunk und Printmedien aus Europa und Israel. Seine Schwerpunkte sind Wirtschaft, Nachhaltigkeit, Stadtentwicklung und Städtereisen.

Ruhr 2010 sieht Kindel als Stufe auf dem Weg des Reviers nach oben. Angefangen hatte der Wandel zur Kultur- und Dienstleistungsregion mit der Internationalen Bauausstellung IBA Emscherpark 1989–1999. 2027 folgt die Internationale Gartenausstellung IGA, und 2032 folgen vielleicht die Olympischen Spiele.

Traditionell zerstritten

Für die Bewerbung um den Kulturhauptstadt-Titel mussten sich seinerzeit die notorisch zerstrittenen 53 Revier-Städte und -Kreise aus drei Regierungsbezirken und zwei Landesteilen zusammenraufen. „Man hat dem Hund erstmal eine Wurst vor die Nase gehalten, damit er in eine Richtung läuft, statt sich nur in den eigenen Schwanz zu beißen“, bilanziert Kindel.

Seit dem 19. Jahrhundert gründeten der deutsche Reichtum und die militärische Stärke Preußens zu einem großen Teil auf der Kohle- und Stahlindustrie des Ruhrgebiets. 1945 lag das Revier in Trümmern. Die britischen Besatzungsbehörden legten die vormals preußische Rheinprovinz mit den als eigensinnig verschrienen Westfalen zum Bundesland Nordrhein-Westfalen zusammen. Bis heute verläuft die Grenze zwischen dem als genuss- und feierfreudig bekannten Rheinland und den vermeintlich zurückhaltenden Westfalen mitten durchs Ruhrgebiet.

„Dein Grubengold hat uns wieder hochgeholt“, sang Herbert Grönemeyer über den Wiederaufbau. Dann kamen die Stahlkrise der 1970er Jahre und die billige Importkohle. Sie stießen die Region in den wirtschaftlichen und sozialen Abgrund. Der Strukturwandel begann; Arbeitslosigkeit und Armut trieben einst wohlhabende Städte in Recordschulden.

Inzwischen keimt in vielen Revierstädten Hoffnung: „Vor 20 Jahren hätte niemand geglaubt, dass Touristen ins

Ruhrgebiet kommen“, sagt Ralph Kindel. Doch allein in Essen haben inzwischen zehn neue Hotels eröffnet. Seit 2010 ist die Zahl der Gästeübernachtungen im Pott auf zuletzt (2019) 8,6 Millionen gestiegen. Nach Angaben der Ruhr-Tourismus-Marketinggesellschaft RTG setzt die Branche mittlerweile jährlich 5,5 Milliarden Euro um und schafft so rund 115 000 Arbeitsplätze. Kulturvermarkter Kindel berichtet von Fußballfans aus England, die das Ruhrgebiet als Ziel ihrer Leidenschaft entdeckt hätten. „Die schauen sich hier Spiele an und trinken reichlich Bier.“ Das komme sie mit Flug und Übernachtung immer noch billiger als Tickets für Spiele der britischen Premier League.

Aufstieg des englischen Armenhauses

Den „Return on Investment“ einer Kulturhauptstadt Europas beziffert das wallonische Städtchen Mons, Titelträger 2015, auf fünf bis sieben Euro für jeden ausgegebenen Euro. Auch Nadja Grizzo, die zahlreiche Kulturhauptstädte in Europa berät, schätzt, dass jeder in eine Kulturhauptstadt investierte Euro das Fünf- bis Achtfache an Einnahmen bringe.

Davon kann die Beatles-Metropole Liverpool ein Lied singen. Zu Glanzzeiten des damals wichtigsten britischen Hafens im 18. und 19. Jahrhundert verewigten sich zahlreiche große Unternehmen an der Liverpools Waterfront mit aufwändig verzierten Bürohochhäusern im viktorianischen und edwardianischen Stil.

Zu ihren Füßen baut Liverpool heute an seiner Zukunft: das städtische Museum in einem futuristischen Neubau, der glitzernde, schwarze, angeschnittene Würfel mit der Open Eye Gallery und vieles mehr.

Als Europäische Kulturhauptstadt 2008 hat sich Liverpool neu erfunden. Und das, obgleich seinerzeit die meisten Liverpools die Bewerbung ihrer heruntergekommenen



Oben: „Woher? Wohin?“ Das Projekt der „KunstLichtTore“ hängt in der Nähe des Bochumer Hauptbahnhofs und über der Ausfallstraße zur Ruhr-Universität – Orte, an denen die Themen Ankommen und Wegfahren besonders präsent sind.

Rechts: Kunst im Kubus – das würfelförmige SANAA-Gebäude auf dem Gelände des Zollvereins in Essen wurde 2006 erbaut und wird heute von der Folkwang Universität der Künste genutzt.



Stadt für einen Witz hielten, wie Paul Thompson von der British Music Experience, einem Multimedia-Museum zur britischen Rock- und Pop-Geschichte, erzählt.

Liverpool war nach dem Niedergang der Werften und des Hafens das Armenhaus Englands. Anfang der 1980er Jahre berichteten Europas Medien von den Aufständen im Stadtteil Toxteth, wo sich junge Leute gegen Massenarbeitslosigkeit, Armut und den Verfall ganzer Stadtteile wehrten.

Kulturhauptstadt Europas

Seit 1985 ernennt die EU Kulturhauptstädte Europas. War es anfangs nur eine pro Jahr, sind es seit dem Beitritt der ost- und mitteleuropäischen Länder jeweils zwei, eine aus den „alten“ und eine aus den „neuen“ Mitgliedstaaten. Ziel der Ernennung ist es, „die Vielfalt des kulturellen Reichtums in Europa“ zu zeigen.

So will die EU-Kommission Reichtum und Vielfalt der Kulturen Europas zeigen, das Zusammengehörigkeitsgefühl der Europäer in einem gemeinsamen Kulturraum stärken und die Kultur als Beitrag zur Stadtentwicklung fördern.

Die EU zahlt den Kulturhauptstädten einen Zuschuss von jeweils 1,5 Millionen Euro. Den Rest müssen die Städte, Länder und Staaten selbst aufbringen. Die Budgets der bisherigen Kulturhauptstädte variieren je nach ihrer Finanzkraft zwischen unter zehn bis zu fast 100 Millionen Euro. Kosten, die viele von ihnen über die Ausgaben der Besucher und nachfolgende Investitionen Dritter locker wieder eingespielt haben.

Bis 2033 hat die EU die Reihenfolge der Länder festgelegt, die jeweils eine Europäische Kulturhauptstadt stellen dürfen. Deutschland ist nach 1999 und 2010 wieder im Jahr 2025 an der Reihe, Österreich nach 2009 wieder 2024. In diesem Herbst entscheidet eine europäische Jury, wer 2025 den Titel in Deutschland tragen darf: Chemnitz, Hannover, Hildesheim, Magdeburg und Nürnberg haben es in die engere Auswahl geschafft.

„Es hat eine Weile gedauert, bis sich die ganze Stadt hinter der Idee einer Kulturhauptstadt-Bewerbung versammelte“, erzählt Thompsons Chef Kevin Mac Manus. Aber Politik, Verwaltung und der Bürgermeister waren von der Idee überzeugt. Es gelang den Kulturhauptstadt-Gestaltern in Liverpool, die Menschen zu begeistern und auf die Reise mitzunehmen.

Gut zehn Jahre später ist Liverpool eines der gefragtesten Städtereiseziele in England und nach London das kreativste Pflaster des Landes. Entscheidend für die Wende war der Imagewandel. Mac Manus erinnert sich an die ersten Investoren, die sich für Liverpool interessierten, nachdem positive Medienberichte über die Stadt erschienen waren. Die Liverpools begannen, an sich und ihre Stadt zu glauben.

Nachhaltigkeit statt Strohfeuer

Während Liverpool wie kaum eine andere Stadt in Europa vom Kulturhauptstadt-Titel profitiert hat, fällt die Bilanz in Linz gemischt aus. 2009 trug die oberösterreichische Landeshauptstadt den Titel. „Linz reimt sich auf Provinz“, spotteten einst Wiener und Münchner über das knapp 200 000 Einwohner-Städtchen an der Donau. Und: „In Linz, da stinkt’s“, hieß es über die Stahlkocher-Stadt auf halbem Weg zwischen Salzburg und Wien.

Doch inzwischen hat Linz den „Turn-around weg von der proletarischen Stahlstadt“ geschafft, urteilt Klemens Pilsl. Er spricht für die Kulturplattform KUPF, zu der sich rund 150 oberösterreichische Kulturinitiativen zusammengeschlossen haben. Die Linzerinnen und Linzer seien selbstbewusster geworden, stolz auf ihre Stadt. Man versuche, sich über Kreativwirtschaft und ähnliche Schlagwörter neu zu erfinden. Den Titel „Kulturhauptstadt“ hält Pilsl „für weder gut noch schlecht. Es kommt darauf an, was man daraus macht.“

In Linz wie in allen bisherigen Kulturhauptstädten Europas beklagten freie Kulturinitiativen und lokale Künstler, dass sie im offiziellen Programm zu wenig Berücksichtigung gefunden hätten. Diese Kritik lässt Ulrich Fuchs so nicht gelten. Als stellvertretender Intendant hat er Linz 2009 mitgestaltet. Zahlreiche Initiativen hätten zum Programm beigetragen. Zudem habe die EU in ihrem Kriterienkatalog festgelegt, dass die Bewerberstädte das Programm gemeinsam mit den Kulturschaffenden vor Ort in einem Prozess von unten nach oben entwickeln sollen. Außerdem müssten sie einen Plan für eine nachhaltige Stadtentwicklung über das Kulturhauptstadt-Jahr hinaus vorlegen.

Den Erfolg misst der Dramaturg an vielen Faktoren: Infrastruktur wie neue Museen oder Theater, mehr Städtetouristen und eine Stärkung der örtlichen Kulturszene, die, wie in Linz, „lernt, politische Entscheidungen mit zu gestalten“.

Das Problem: Manche Kulturhauptstädte brennen ein teures Strohfeuer ab, von dem wenige Jahre später nur noch Schulden bleiben. Andere wiederum überlegen sich genau, wie ihre Stadt fünf oder zehn Jahre danach aussehen soll. Dazu gehört die Antwort auf die Frage, wer für den Unterhalt neu geschaffener Kultureinrichtungen aufkommen wird.

Neue Jobs in der Kultur

Für das Ruhrgebiet ist Kultur inzwischen ein Wirtschaftsfaktor. Bekanntestes Beispiel: Die Zeche Zollverein hat sich vom einst größten Bergwerk Europas zur gefragten Eventlocation gewandelt. „Hier arbeiten heute mehr Menschen als jemals auf der Zeche“, schwärmt Theo Grütter, der das neue Ruhrmuseum auf dem ehemaligen Zechengelände leitet.

Allein auf Zollverein, von der UNESCO zum Weltkulturerbe geadelt, habe die

Kultur Jobs für 3000 Menschen geschaffen. Grütter, in Gelsenkirchen geboren und aufgewachsen, ist davon überzeugt, dass die Kulturhauptstadt im mühsamen Strukturwandel des Ruhrgebiets „wie ein Katalysator“ gewirkt und der gebeutelten Region neues Selbstbewusstsein vermittelt habe. Aus dem traurigen Kohlenpott-Motto „Woanders is auch scheiße“ entstand Heimatstolz. „Die Menschen fühlten sich durch die Kulturhauptstadt wertgeschätzt“, erklärt Grütter.

Schon im Vorfeld der Europäischen Kulturhauptstadt siedelten sich in den 2000er Jahren zahlreiche neue Unternehmen an. Kreative junge Leute machten sich mit neuen Ideen selbstständig. Als Melanie Hundacker 2006 erfuhr, dass das Ruhrgebiet Kulturhauptstadt Europas werden würde, sah sie ihre Chance gekommen. Sie schmiss ihren Bürojob und machte sich als Reiseleiterin und dann mit dem Radtourenveranstalter „Simply Out Tours“ selbstständig. Seitdem organisiert sie in Essen und Umgebung Betriebsausflüge auf dem Fahrrad und Entdeckungstouren für Gruppen. Motto: „Komm und guck das Revier – Urlaub vor der Haustür“.

Immer wieder habe sie von ihren vielen Kunden gehört, dass es „hier anscheinend was zu sehen geben muss, wenn immer mehr Touristenbusse kommen“. Das Interesse der Einheimischen an ihrer Region ist über die Jahre beständig gewachsen. 2019 beschäftigte Unternehmensgründerin Hundacker zwei Mitarbeiterinnen und rund 40 freie Tourguides. Erst die Corona-Pandemie stoppte ihren Erfolg.

Obwohl sie also selbst von der Kulturhauptstadt profitierte, hatte die Gründerin anfänglich einige der Bedenken geteilt, die im Revier geäußert wurden. Sie befürchtete ein teures Hochkulturspektakel mit wenig Nutzen für die einfachen Leute. Heute erinnert sie sich an „grandiose Bilder,



Neuer Glanz im alten Ofen: Lichtinstallation im stillgelegten Thyssen-Hüttenwerk, Landschaftspark Duisburg-Nord (oben).

Dreiseiter: Das „Haldenereignis Emscherblick“, eine begehbare Aussichtsterrasse auf der Halde Beckstraße in Bottrop (links).

Dickhäuter: Gläserner Elefant in Hamm (rechts).



grandiose Emotionen“, etwa auf dem Stillleben auf der A40, sieht aber noch viel Arbeit für die Region. Wie viele andere bemängelt sie, dass vor allem jetzt in der Corona-Krise „wieder jeder nur für sich kämpft“ und der Austausch zu kurz komme.

Auch Ralph Kindel vermisst eine Institution, die „die Geschichte der erfolgreichen Kulturhauptstadt Ruhr 2010 weitererzählt. Uns fehlt ein gemeinsames Marketing, das nach vorne guckt.“ Ähnlich sieht das der ehemalige Geschäftsführer der Ruhr 2010 GmbH Oliver Scheytt: „Wir sind es gewohnt, im Fußball gegeneinander zu spielen. In der Politik müsste man mehr zusammenspielen.“ Die Hoffnung gibt er nicht auf. In diesem Jahr wählen die Bürgerinnen und Bürger des Reviers erstmals ein eigenes Parlament.

Der blaue Himmel über der Ruhr

Willy Brandt forderte einst: „Der Himmel über der Ruhr muss wieder blau werden.“ Sein Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Essen ist inzwischen eine der grünsten Städte Europas. Ehemalige Abraumhalden der stillgelegten Zechen wurden zu Parks und Wäldern. Stadt und Region haben auf den ehemaligen Trassen der Zechenbahnen Rad- und Wanderwege angelegt. Die Ruhr hat teilweise wieder Trinkwasserqualität. 2017 eröffnete der Strandclub am Baldeneysee, einem Ruhr-Stausee, die erste Badestelle.

Die Kulturhauptstadt half dem Revier auch, seine kulturelle Infrastruktur zu erneuern. Entstanden sind etwa das Kunstquartier Hagen, der „Schwarze Diamant“ in Bochum, das Ruhrmuseum und der Neubau des Folkwangmuseums in Essen sowie viele weitere Kultureinrichtungen.

Auch einige Veranstaltungen haben das Jahr 2010 überdauert – etwa das Sängerfestival „Day of Song“ mit zuletzt 60 000 Teilnehmern, der Emscherkunst-

weg, das Festival „Interkultur Ruhr“, die „Urbanen Künste Ruhr“ oder das Projekt „Jedem Kind ein Instrument“, das den Musikunterricht in Grundschulen fördert. Inzwischen lernen mehr als 78 000 Revierkinder ein Musikinstrument.

Mit Bildung aus der Armut

Geld für die Folgeprojekte kommt unter anderem aus einem Nachhaltigkeitsfonds, den das Land Nordrhein-Westfalen und die Revier-Städte je zur Hälfte finanzieren. Jedes Jahr stehen daraus 4,8 Millionen Euro zur Verfügung.

So hat die Kulturhauptstadt Europas 2010 geholfen, den Wandel des Ruhrgebiets von der Industrielandschaft hin zu einer Wissens-, Kultur- und Freizeitregion voranzutreiben. Gab es im Revier bis in die 1960er Jahre keine Universität, verweist man heute auf eine der dichtesten Hochschullandschaften Europas mit zahlreichen Fachhochschulen, fünf Universitäten, der Fernuni in Hagen und der Folkwang Universität der Künste.

Ein Europäisches Kulturhauptstadt-Jahr kann eine Stadt nachhaltig zum Positiven verändern, wenn sich die Verantwortlichen in Politik und Wirtschaft das Thema zu eigen machen und die örtliche Bevölkerung über kurzlebige Events hinaus dafür begeistern. In Liverpool und dem Ruhrgebiet hat das anscheinend gut funktioniert. Soziale Probleme allerdings kann ein solches Ereignis nicht lösen. Jürgen Fischer, Theaterdramaturg und Programmkoordinator der Kulturhauptstadt Europas im Ruhrgebiet, sieht mit Entsetzen, wie die soziale Schere auch im Revier immer weiter auseinandergeht. Hier wie anderswo könnten nur Bildung und die Förderung von Talenten die Menschen aus der Armut befreien. Eine Kulturhauptstadt alleine schafft das nicht. •

Europa und Ruhrgebiet: ein Steckbrief

Mit rund **5,1** Millionen Einwohnern und einer Fläche von **4.438,7** Quadratkilometern ist das Ruhrgebiet der größte Ballungsraum Deutschlands und der fünftgrößte Europas. Die größten Städte sind Dortmund und Essen.

163,9 Milliarden Euro betrug das BIP der Metropole Ruhr im Jahr 2017. Das entspricht einem Anteil von rund **1,07** % an der volkswirtschaftlichen Leistung der EU – höher als der Anteil Ungarns und etwas niedriger als der Griechenlands.

Mehr als **1** Milliarde Euro an EU-Mitteln sind zwischen 2007 und Ende 2016 aus den wichtigsten Fördertöpfen in die Region geflossen.

Über **14.000** der fast 26.000 Unternehmen ausländischer Provenienz im Ruhrgebiet kamen 2015 aus Europa.

Mehr als **50** % der rund **825.000** Menschen in der Metropole Ruhr mit ausländischer Herkunft kommen aus dem europäischen Ausland.

73 zertifizierte Europaschulen hat das Ruhrgebiet aufzuweisen, fast ein Drittel der über 227 Europaschulen in NRW insgesamt. Ganz vorn liegt die Stadt Essen mit derzeit 11 Schulen, vor Dortmund (8) und Bochum, Duisburg, Gelsenkirchen und Recklinghausen (jeweils 4).

9,2 % der rund 260.000 Studierenden in der Region kamen im WS 2019/20 aus dem Ausland; die stärkste Fraktion stellten dabei Studierende aus Europa.

Quellen: Regionalverbund Ruhr, Ausländerzentralregister, Bundeszentrale für politische Bildung, DGB-Bezirk Nordrhein-Westfalen

Der Schlüssel für Brüssel

Wofür setzen sich EU-Abgeordnete aus dem Revier ein, und wie gehen sie dabei vor? Drei Köpfe, drei Fragen.



Jens Geier (SPD)

geboren 1961 in Frankfurt am Main und aufgewachsen in Essen, ist seit 2009 Mitglied des Europäischen Parlaments und seit 2017 Vorsitzender der SPD-Gruppe in der Progressiven Allianz der Sozialdemokraten im Europäischen Parlament (S&D).

Dennis Radtke (CDU)

geboren 1979 in Bochum-Wattenscheid, ist seit 2017 Mitglied des Europäischen Parlaments. Radtke gehört der Europäischen Volkspartei an und ist Koordinator seiner Fraktion im Ausschuss für Beschäftigung und soziale Angelegenheiten.



Theresa „Terry“ Reintke (Die Grünen)

geboren 1987 in Gelsenkirchen, war von 2011 bis 2013 Sprecherin der Federation of Young European Greens. Sie gehört dem Europäischen Parlament seit 2014 als Mitglied der Fraktion Die Grünen/Europäische Freie Allianz an.

Jens Geier: Ich war als Student mit den Jungsozialisten in Straßburg und hatte dort Gelegenheit, an einer Sitzung der sozialdemokratischen Fraktion im Europäischen Parlament teilzunehmen.

Dass Politikerinnen und Politiker aus ganz unterschiedlichen Ländern mit ganz unterschiedlicher Geschichte und Kultur an einem gemeinsamen Ziel arbeiten, der europäischen Zusammenarbeit, das hat mich fasziniert. Das finde ich auch bis heute erheblich interessanter als in einem nationalen Parlament zu arbeiten. Damals habe ich mir gesagt: Wenn ich einmal ein Mandat anstrebe, dann sollte es auf jeden Fall eines im Europäischen Parlament sein.

Dennis Radtke: Fragt man Bürgerinnen und Bürger, was Europa für sie ausmacht, erhält man zuallererst folgende Nennungen: Frieden, kultureller Reichtum, offene Grenzen, Binnenmarkt, Studien- und Schüleraustausche etc. All das sind Errungenschaften seit Gründung der europäischen Staatengemeinschaft nach dem Zweiten Weltkrieg, mit denen auch ich groß geworden bin. Die „europäische Idee“ bringt den Menschen im Alltag vielerlei Vorteile.

Meine beiden Großväter waren sehr stark politisch engagiert. Mit ihnen habe ich von klein auf viel über politische Themen diskutiert. Zudem wurde an der Märkischen Schule in meiner Heimatstadt Wattenscheid, an der ich 1998 mein Abitur mach-

Wie ist Ihre Liebe zu Europa entstanden?

te, politisches Engagement stets durch die Lehrer gefördert.

Im Jahr 2000 nahm ich an der „Deutschen Jugendkonferenz“ in Berlin teil. 90 junge Menschen aus ganz Deutschland trafen sich, um ihre Ideen für das jugendpolitische Weißbuch der Europäischen Union zu formulieren. So habe ich mich bereits früh mit europäischen Themen beschäftigt. Diese Erfahrungen und Erlebnisse sind für mich bis heute prägend. Hinzu kamen Jugendaustausche in andere europäische Länder. Diese Begeisterung ist bis heute geblieben.

Später habe ich meine politische Heimat in der Christlich Demokratischen Union gefunden. Dort habe ich mich anfangs in der Jungen Union engagiert. Bereits während meiner Ausbildung zum Industriekaufmann war ich in der Jugend- und Auszubildendenvertretung und der Gewerk-

schaft engagiert. So war es naheliegend, dass ich mich besonders in die Arbeit der Christlich Demokratischen Arbeitnehmerschaft (CDA) einbrachte.

2014 kandidierte ich erstmalig für das Europäische Parlament. Mein Listenplatz zog allerdings damals nicht direkt. Die CDU hat dann 2017 nach der gewonnenen Landtagswahl gemeinsam mit der FDP die Landesregierung gebildet. Herbert Reul wechselte aus dem Europäischen Parlament als Innenminister nach Nordrhein-Westfalen. So hatte ich die Chance, über die CDU-Landesliste ins EU-Parlament nachzurücken. 2019 habe ich erneut und diesmal erfolgreich bei der Europawahl kandidiert.

Im Europäischen Parlament gehöre ich als Mitglied dem Ausschuss für Beschäftigung und soziale Angelegenheiten (EMPL) sowie als stellvertretendes Mitglied dem Ausschuss für Industrie, Forschung und Energie (ITRE) an: zwei Ausschüsse, in die ich nun mein berufliches Fachwissen einbringen und gleichzeitig etwas für die Menschen in meiner Heimatregion erreichen kann.

Terry Reintke: Mein politisches Engagement geht auf meine Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus zurück – und auf die Frage, ob unsere Urgroßeltern und Großeltern nicht anders hätten handeln müssen, als die Nationalsozialisten an die Macht kamen und mit der Unterdrückung von Demokratie, Freiheit und Minderheiten begannen.

Daraus ergab sich eher unbewusst der Anspruch, Haltung zu zeigen, gegen Ungerechtigkeit einzutreten und schließlich der Einstieg in die Politik.

Die europäische Perspektive hat sich mir immer mehr geöffnet, als das Leben internationa-

ler wurde: Ich habe in Schottland studiert, bin oft ins europäische Ausland gereist und habe auch durch mein politisches Engagement in der Föderation junger europäischer Grüner Freundschaften auf dem gesamten Kontinent geschlossen. Ich habe das euro-

päische Geschenk grenzenlosen Zusammenlebens, des Friedens und der Freundschaft in dieser Zeit schätzen gelernt. Und wenn man überlegt, dass es aus den Ruinen des Zweiten Weltkriegs entstanden ist, ist es für mich umso wichtiger, dafür zu streiten. •

Jens Geier: Ich stehe für mehr europäische Zusammenarbeit, weil ich überzeugt bin, dass wir die großen Herausforderungen, vor denen unsere Gesellschaft steht, nur als Europäerinnen und Europäer gemeinsam bewältigen können: für Kooperation, gegen nationalistische Engstirnigkeit.

Die Größe der Bevölkerung Europas geht im Verhältnis zu anderen Weltregionen immer weiter zurück. Auch die Wirtschaftskraft unseres Kontinents nimmt im weltweiten Vergleich ab. Halten wir als Europäerinnen und Europäer nicht zusammen, dann werden wir irgendwann keine Rolle mehr spielen.

Früher gab es eine Bipolarität zwischen den USA und ihren Verbündeten einerseits und der Sowjetunion und ihren Verbündeten andererseits. Heute ist das anders, heute ist die Welt multipolar. China, Indien, Russland, Brasilien und andere bevölkerungsreiche und wirtschaftlich starke Länder gewinnen immer mehr an Einfluss. In dieser Situation können die Staaten der

Für welche Themen kämpfen Sie in Brüssel?

EU wirtschaftlich und politisch nur bestehen, wenn wir unsere Stärken zusammenlegen und miteinander kooperieren.

Am deutlichsten ist das in der Handelspolitik: Da die Europäische Union ein wirtschaftlich bedeutender Markt ist, können wir die Bedingungen des inter-

nationalen Handels bestimmen, wenn wir das wollen. Über Regeln zur Nachhaltigkeit oder die Einhaltung von Schutzrechten von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern kann Globalisierung gerechter gestaltet werden. Die Einrichtung eines Schiedsgerichts kann die Stärke des Rechts im Welthandel durchsetzen.

Als Europäische Union haben wir die Macht dafür. Dann muss noch der politische Wille dazu kommen. Umgekehrt könnte sich ein Land aus der Europäischen Union allein wohl kaum in diesem Umfang international durchsetzen – Großbritannien wird das bald erkennen.

Das Ruhrgebiet ist immer noch das Herzstück Deutschlands. Den notwendigen Klimaschutz mit den Bedingungen einer Industriegesellschaft in Einklang zu bringen, ist eine große Herausforderung. Eine Industrie ohne CO₂ ist möglich, bedarf aber großer Anstrengungen. Die Regeln dafür werden ganz überwiegend in Brüssel gemacht, daher muss der

Umbau zur CO₂-freien Wirtschaft auch durch die Investitionen der EU gesteuert werden. Es geht um nichts weniger als darum, industrielle Arbeitsplätze im Umbau zu sichern. Darüber hinaus gilt es, Chancen durch neue Produkte und Verfahren zu schaffen.

Europa soll bis 2050 der erste klimaneutrale Kontinent werden. Dafür muss unsere Energieversorgung auf erneuerbare Energien und Wasserstofftechnologie umgestellt werden. Die Volkswirtschaften der EU-Staaten sind bereits eng verkoppelt, deswegen gelingt diese Umstellung besser gemeinsam, weil die Wirkung für den Klimaschutz größer ist und keine Verwerfungen im Wettbewerb entstehen. Klimaschutz geht also besser europäisch, daher sehe ich hier auch für mich die besten Gestaltungsmöglichkeiten.

Dennis Radtke: Als Koordinator meiner EVP-Fraktion im Ausschuss für Beschäftigung und soziale Angelegenheiten stehen soziale Themen bei mir ganz oben auf der Agenda. Der ehemalige EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker hat die Europäische Säule sozialer Rechte (ESSR) maßgeblich vorangetrieben. Mit dieser Initiative der EU-Kommission sollen umfassende Reformen der europäischen Arbeitsmärkte und Sozialsysteme angestoßen werden.

Beim Gipfel in Göteborg im November 2017 bekannten sich alle EU-Staaten zu gemeinsamen Mindeststandards wie fairen Löhnen, Hilfe bei Arbeitslosigkeit

und angemessenen Renten. Junckers Ziel war es, dadurch ein neues Wir-Gefühl bei den EU-Bürgern zu schaffen. Diese Analyse teile ich uneingeschränkt. Nun gilt es, dieses Vorhaben weiter mit Leben zu füllen.

Dabei ist es mir ein besonderes Anliegen, dass die Soziale Marktwirtschaft als Ordnungsprinzip in ganz Europa etabliert und der soziale Dialog gestärkt werden. Mein Heimatland Nordrhein-Westfalen ist ein Industrieland mitten in Europa. Daher setze ich mich für eine Energiepolitik mit Augenmaß ein. Auch in Brüssel und Straßburg werde ich für den Erhalt tariflich gut bezahlter Industriearbeitsplätze – gerade bei uns im Ruhrgebiet – kämpfen. Wir brauchen eine sozialverträgliche Energiewende, die auch die Arbeitsplätze in den energieintensiven Branchen fest im Blick hat.

Terry Reintke: Meine Motivation, in die Politik zu gehen, spiegelt sich auch in meiner Mitgliedschaft im Ausschuss für bürgerliche Freiheiten, Justiz und Inneres. Um zu verhindern, dass man in frühere Zeiten zurückfällt, müssen die europäischen Grundwerte verteidigt werden. Und dabei erleben wir gerade in den vergangenen Jahren leider einen Rückschritt – etwa in Polen und Ungarn.

Diese Themen gehören zu den Schwerpunkten meiner Arbeit. Sie lassen sich unter der Fragestellung zusammenfassen, wie mit Minderheiten und marginalisierten Gruppen umgegangen

wird. So gibt es in Polen Regionen, die sich als LGBTI*-frei bezeichnen. Frauenrechte und das Recht auf Abtreibung werden beschnitten, und Ungarn erlässt Gesetze, die Transpersonen diskriminieren und ausgrenzen, um nur einige Beispiele zu nennen.

Ich sehe mich als Abgeordnete im Europäischen Parlament auch als Ansprechpartnerin und Streiterin für Menschen, die in ihren Ländern diskriminiert werden oder deren Rechte dort verletzt werden.

Dazu kommen dann als Abgeordnete des Ruhrgebiets auch immer lokale Themen, etwa Fragen der Förderpolitik. Derzeit betreue ich die Verhandlungen zum Europäischen Sozialfonds und zum Finanzrahmen der EU. Das tue ich nicht nur, um den Einsatz für Menschenrechte finanziell abzusichern, sondern natürlich auch, um diese für die Entwicklung im Ruhrgebiet wichtige Finanzquelle so zu gestalten, dass sie vor Ort auch zielgerichtet genutzt werden kann.

Und in den vergangenen Jahren hat mich schon aufgrund meiner Studienzeit in Schottland der Brexit nicht losgelassen. Mittels Studien habe ich die Auswirkungen auf NRW festgestellt, vor Ort und in Großbritannien Gespräche geführt und jetzt nach dem Austritt im Europaparlament eine „Friendship Group“ gegründet, die die wichtigen Verbindungen zum Vereinigten Königreich pflegen soll und die Verhandlungen weiter begleitet. •

Jens Geier: Ich versuche engen Kontakt mit all denjenigen hier im Ruhrgebiet zu halten, die von Regulierungen in der EU betroffen sind. Schließlich will ich wissen, wie das, was in Brüssel beschlossen wird, zuhause ankommt. Gleichzeitig brauche ich fachlichen Input. Auch wenn sich meine Arbeit selten in den lokalen Medien niederschlägt, sind die Betroffenen an diesen engen Kontakten sehr interessiert.

Dennis Radtke: Ich verstehe meine Aufgabe als Politiker auch darin, komplexe politische Sachverhalte in eine einfache und für jeden Bürger verständliche Sprache zu bringen. Viele europäische Entscheidungen betreffen meine Heimatregion ganz konkret. Hier ist etwa der Strukturwandel an vielen Stellen nur deshalb gelungen, weil Projekte auch mit EU-Fördermitteln verwirklicht werden konnten – aus dem Europäischen Sozialfonds, dem Europäischen Fonds für regionale Entwicklung oder aus einem der anderen Fördertöpfe.

Daher lade ich regelmäßig Bürgerinnen und Bürger aus dem gesamten Revier zu EU-Fördermittel-Touren ein. Mit dem Bus steuern wir Förderprojekte in der Region an und lassen uns diese vorstellen. Viele Menschen sind verblüfft, wo überall EU-Gelder drinstecken. So versuche ich Europa ganz konkret für die Menschen spürbar zu machen.

Neben klassischen Berichten aus Brüssel und Straßburg bei Zusammenkünften von Verei-

Wie lässt sich das, was in der EU entschieden wird, zuhause „verkaufen“?

nen, Verbänden, Multiplikatoren etc. sowie der klassischen Pressearbeit nehmen das Internet und die sozialen Netzwerke eine immer größere Stellung ein. So bin ich auf Facebook, Instagram und Twitter aktiv. Gerade junge Menschen beziehen ihre Nachrichten nicht mehr aus der Tageszeitung, sondern aus ihren Timelines. Mir ist es wichtig, die Europapolitik für die Menschen in meinem Wahlbezirk aus der Anonymität einer Brüsseler Filterblase herauszuholen. Gerade die Angebote in den sozialen Netzwerken werden sehr stark frequentiert. Das zeigt mir, dass der Weg richtig ist!

Terry Reintke: Zuhause erkennt man Europa am einfachsten auf vielen Bauschildern oder in Bro-

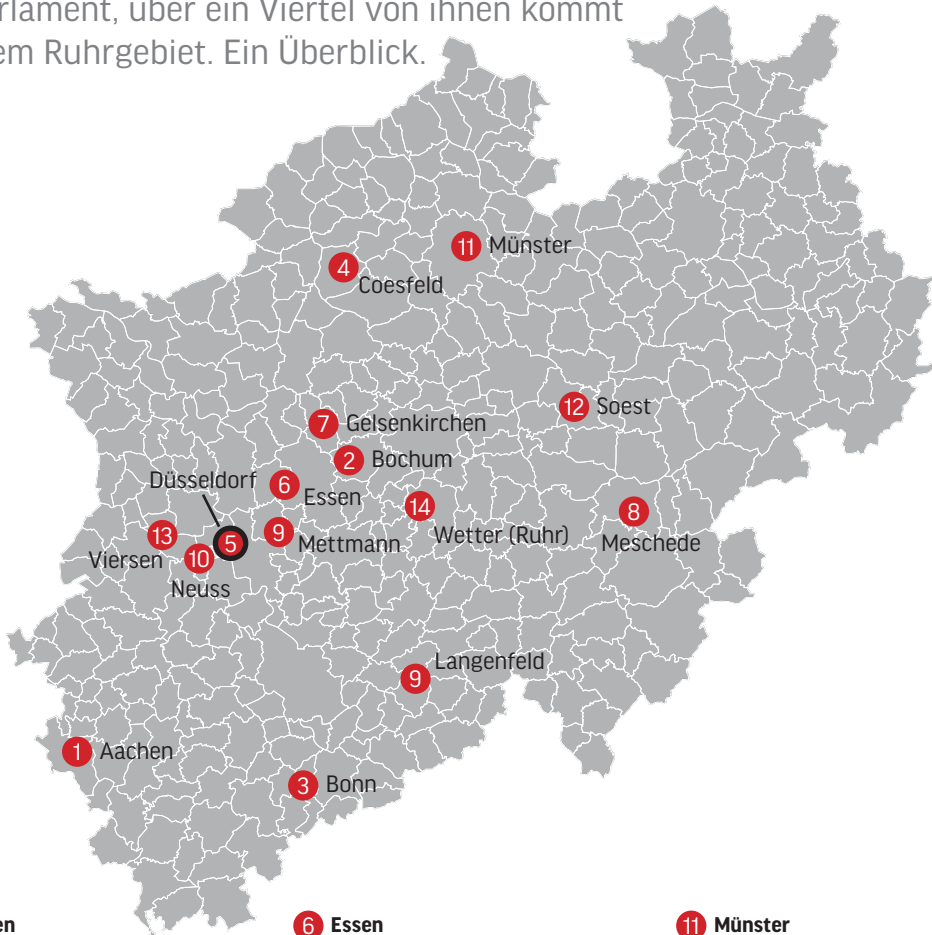
schüren sozialer Initiativen. Das Ruhrgebiet kann in der aktuellen Förderperiode auf Investitionen von über einer halben Milliarde Euro blicken, die es ohne Europa nicht gegeben hätte. Mir ist es wichtig, diese Projekte immer wieder gezielt anzusprechen und zu besuchen, um sie vorzustellen und den europäischen Einfluss zu betonen. Hinzu kommen natürlich die üblichen Veranstaltungen, Ortstermine im Ruhrgebiet, Gesprächsrunden mit Nichtregierungsorganisationen, Publikationen und soziale Medien, die ich nutze, um über meine Arbeit und die Entscheidungen der EU zu informieren.

Leider haben es europäische Themen noch immer schwer, in Deutschland Fuß zu fassen. Wenn es nicht die großen Themen wie die Urheberrechtsdiskussion sind, taucht Europa oft nur bei strittigen Fragen auf und wird dann medial mit der Frage verbunden, ob die EU knusprige Pommes verbieten wolle.

Das führt dann leider dazu, dass manche anderswo vieldiskutierte Themen kaum Beachtung in Deutschland finden. Ein Beispiel ist die Reform der Entsenderichtlinie. Diese Richtlinie definiert, unter welchen Bedingungen Angestellte von Dienstleistungsunternehmen in einem anderen Staat eingesetzt werden dürfen. Uns ist es dort gelungen, eine weitestgehende Gleichstellung durchzusetzen, so dass etwa Tariflöhne bezahlt werden müssen und „gleicher Lohn für gleiche Arbeit“ gilt. •

Politik für den Pott

19 Abgeordnete vertreten Nordrhein-Westfalen im EU-Parlament, über ein Viertel von ihnen kommt aus dem Ruhrgebiet. Ein Überblick.



1 Aachen

Sabine Verheyen (CDU)

2 Bochum

Dennis Radtke* (CDU): Bochum

3 Bonn

Alexandra Geese (B90/Die Grünen)
Axel Voss (CDU)

4 Coesfeld

Helmut Geuking (Familienpartei)

5 Düsseldorf

Özlem Demirel (Die Linke)
Sven Giegold (B90/Die Grünen)
Petra Kammerevert (SPD)

6 Essen

Jens Geier* (SPD)
Guido Reil* (AfD)

7 Gelsenkirchen

Terry Reintke* (B90/Die Grünen)

8 Meschede

Dr. Peter Liese (CDU)

9 Mettmann

Moritz Körner (FDP)

10 Neuss

Dr. Gunnar Beck (AfD)

11 Münster

Dr. Markus Pieper (CDU)
Daniel Freund (B90/Die Grünen)

12 Soest

Birgit Sippel (SPD): Arnsberg

13 Viersen

Dr. Stefan Berger (CDU)

14 Wetter (Ruhr)

Prof. Dr. Dietmar Köster* (SPD)

* Abgeordnete aus dem Ruhrgebiet

Willkommen auf der Weltbühne

Fußball ist ein einfaches Spiel, Integration eine komplexe Aufgabe. Im Ruhrgebiet ist der Sport seit jeher der Motor, ohne den Erfolgsgeschichten wie die von Mesut Özil oder Lira Alushi nicht möglich wären. Das „kleine Europa“ macht der großen Union vor, wie sich neue Identitäten schaffen lassen – Rückschläge und Missverständnisse inklusive.

Von Joachim Staron



Gareth Barry staunt nicht schlecht. Natürlich, dass es schwer werden würde gegen die Deutschen, das hatte der Mittelfeldspieler von Manchester City schon vor dem Spiel geahnt. Schließlich war man bei großen Turnieren meist an den Erzrivalen gescheitert, und man wusste alles über sie. Sie hießen Breitner, Völler oder Müller, sie waren eher kampfalls spielstark, und aus britischer Warte sahen sie allesamt aus wie die Germanen-Karikaturen aus dem Musikvideo zum Song „Football’s coming home“ – schlechtfrierte, irgendwie furchterregende Gesellen, die am Ende stets gewinnen.

Doch das, was Gareth Barry und seinen Kollegen an diesem 27. Juni 2010 im WM-Achtelfinale von Bloemfontein/Südafrika entgegenkommt, ach was: entgegenrast, ist anders. Jünger, schneller, talentierter. Auch die Namen der Protagonisten klingen für deutsche Verhältnisse ungewohnt fancy: Boateng, Khedira, Özil. Es steht schon 3:1 gegen England, als auf der linken Seite einer dieser neuen Deutschen einem Steilpass hinterherjagt. Barry hat mehrere Meter Vorsprung, doch ehe er sich’s versieht, ist er die auch schon wieder los. Mesut Özil sprintet in einem Stil nach vorne, für den einst der Begriff „unwiderstehlich“ erfunden wurde, er flankt nach innen, und da vollendet: Müller. Zumindest ein Name, den Gareth Barry noch von früher kennt.

Es ist dieser südafrikanische Sommer 2010, in dem der Stern des Mesut Özil aufgeht. Geboren 1988 in Gelsenkirchen als Sohn türkischer Einwanderer, spielt sich Özil vom „Affenkäfig“ in der Gelsenkirchener Olgastraße bis in die erste Mannschaft von Schalke 04, wechselt zu Werder Bremen, zu Real Madrid, zu Arsenal London. Und feiert 2014 mit dem WM-Titel in Brasilien den Höhepunkt seiner Nationalmannschaftskarriere.

Dabei war es gar nicht ausgemacht, dass der schüchterne Junge einmal für Deutschland spielen würde. Nicht, dass es ihm an Talent gemangelt hätte – anders hätte er sich gegen all die „Matthiasse oder Michaels“, wie er sie rückblickend nennt, niemals durchsetzen können.

Doch üblich war es damals noch nicht, dass sich die Kinder der türkischstämmigen Community für den DFB statt für den türkischen Verband entschieden. Zumal man auf deutscher Seite erst spät erkannt hatte, welche Möglichkeiten sich einem da eröffneten. „Wir verzichten auf die Hälfte unseres Potentials“, schimpfte Dortmund-Trainer Ottmar Hitzfeld 1998 im *Spiegel*. Talente wie Yıldıray Baştürk (geboren in Herne) oder die Brüder Hamit und Halil Altıntop (Gelsenkirchen) spielten für die Türkei; der in Yalvaç (Türkei) geborene Verteidiger Mustafa Doğan war der erste aus dieser Generation, der 1999 zwei Länderspiele für Deutschland bestritt.

Auch im Hause Özil war die Frage zunächst umstritten, für welche Seite man sich entscheiden sollte. Mutter Gülizar und Onkel Erdoğan plädierten für die Türkei: „Denk dran, dass das deine Wurzeln sind.“ Sportliche Gründe machte Bruder Mutlu geltend: „Wisst ihr, was der größte Erfolg der Türkei bisher war? Platz 3 bei der Weltmeisterschaft 2002. Und Deutschland? Weltmeister 1954, 1974, 1990.“ Letztlich schloss Mesut sich der Argumentation seines Vaters Mustafa an: Wer in Deutschland geboren und groß geworden sei, müsse auch für das Land spielen.

Dass sich diese Entscheidung sportlich auszahlen sollte, ist bekannt. Doch begann kurz nach der Weltmeisterschaft von 2010 das große Missverständnis zwischen Mesut Özil und der deutschen Öffentlichkeit. Rasch wurde Özil zum Vorzeigebispiel für gelungene Integration erklärt; noch im Herbst des Jahres bekam er den dazugehö-



Dr. Joachim Staron
ist Redakteur der
Internationalen
Politik.

rigen Bambi verliehen. Die Zerrissenheit eines Zuwandererkindes passte da nicht ins Bild. „Ich denke deutsch, aber ich fühle türkisch“, schreibt der praktizierende Muslim Özil in seiner Autobiografie von 2017. Er möge „diese Ausschließlichkeit“ nicht, mit der man ihn zwingen wolle, die Türkei ganz hinter sich zu lassen, wenn er als Deutscher akzeptiert werden wolle.

Dass das ein frommer Wunsch bleiben sollte, zeigte sich im Jahre 2018. Özil und der ebenfalls in Gelsenkirchen aufgewachsene İlkay Gündoğan hatten sich kurz vor der WM in Russland gemeinsam mit dem türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdoğan fotografieren lassen. Ein Fehler,

meinten die meisten Beobachter,

aber auch eine Lappalie, fügten einige von ihnen hinzu. Doch

da war die Empörungswelle schon nicht mehr zu stoppen. „Ein

Bild mit einem Autokraten, während die WM bei einem Autokraten stattfindet“, werde

genutzt, „um Özil das Deutschsein zu entziehen“, formulierte die Migrationsexpertin

Naika Foroutan sarkastisch.

Nach der auch sportlich enttäuschenden Russland-WM erklärte Özil seinen Rücktritt aus der Nationalmannschaft. „Ich bin Deutscher, wenn wir gewinnen, aber Einwanderer, wenn wir verlieren“, formulierte er resigniert.

Odyssee durch halb Europa

Als Mesut Özil am 13. Juli 2014 den WM-Pokal in dem Himmel von Rio de Janeiro reckte, durfte sich die gleichaltrige Fatmire „Lira“ Alushi schon seit vielen Jahren

Weltmeisterin nennen. Die als Fatmire Bajramaj 1988 in Gjurakovc (Kosovo) im damaligen Jugoslawien geborene Mittelfeldspielerin und Stürmerin war mit fünf Jahren nach Deutschland gekommen. Weil ihre kosovo-albanische Familie angesichts der Entwicklung in ihrer Heimat keine Perspektive mehr für sich sah und um ihr Leben fürchtete, hatten sich die Bajramajs 1993 zur Flucht entschlossen.

Nach einer Odyssee durch halb Europa mithilfe einer Schleuserbande – der „reinsten Horror“, wie Alushi sich später erinnert – landete die Familie in Remscheid, später in Mönchengladbach. „Wir kamen zu einer Zeit ins Land, in der Ausländer nicht gerade willkommen waren“, beschreibt Alushi den schwierigen Start in ihrer Autobiografie, tägliche Beschimpfungen inklusive. Doch die Bajramajs ließen sich nicht unterkriegen: 2001 nahmen sie die deutsche Staatsangehörigkeit an.

Fußballspielen musste die kleine Lira zunächst heimlich; Vater Ismet hatte etwas dagegen. Als sich aber zeigte, welches Talent seine Tochter entwickelte, förderte er ihr Hobby. Dabei kam Lira zugute, dass die Familie einen eher fortschrittlichen Islam praktizierte. „Als strenggläubige Muslima“, meint sie, hätte sie „nie und nimmer so eine Fußballkarriere hinlegen können.“ Ihr Vater hätte das zu verhindern gewusst, von den praktischen Erwägungen ganz abgesehen: „Welcher Richter hätte denn ein Mädel mit Kopfbedeckung und langer Hose auf dem Platz zu einer Kreisauswahl eingeladen?“

Mit elf Jahren spielte Lira in Mönchengladbach zum ersten Mal in einem reinen Mädchen-Team, mit 15 Jahren bekam sie einen Anruf vom FCR Duisburg. Die Bundesliga! Der Rest ist schnell erzählt: Duisburg, Potsdam, Frankfurt, Paris. Meisterschaften, Pokalsiege, UEFA Women's Cup, Champions League, zwei EM-Titel. Und



Bild nur in Printausgabe verfügbar

Zweimal Europameister: Das haben in Deutschland weder ein Franz Beckenbauer noch ein Lothar Matthäus geschafft. Fatmire „Lira“ Alushi schon. Hier nach dem EM-Finale in Helsinki 2009 (6:2 gegen England).

schon am 30. September 2007 die Krönung: Weltmeisterin in China – als erste Muslimin in der deutschen Nationalmannschaft.

An Gott kommt nur Libuda vorbei

Eine Titelsammlung wie Lira Alushi können nur wenige Kicker in Deutschland aufweisen. Auch nicht das Duo, das von 2004 bis 2014 den Sturm der Männer-Nationalmannschaft bildete, Miroslav Klose und Lukas Podolski. Als gebürtige Polen führten sie eine Tradition fort, die im Ruhrpott begründet wurde, wie so vieles.

Schon vor dem Ersten Weltkrieg hatten sich Polen und Masuren zu Hunderttausenden auf den Weg ins Revier gemacht, um in den Zechen Arbeit zu suchen. Die Mannschaft des FC Schalke, die zwischen 1934 und 1942 sechsmal die Meisterschaft errang, war voller Spieler mit polnisch

klingenden Namen, allen voran die Nationalspieler Fritz Szepan und Ernst Kuzorra. „Die deutsche Fußballmeisterschaft in den Händen der Polen“, titelte die polnische Presse 1934 – sehr zum Missfallen der nationalsozialistischen Regierung.

Spieler wie Dortmunds Hans Tilkowski, Torwart beim „Wembleytor“ 1966, hielten die Erinnerung an die polnischen Wurzeln des Fußballs im Pott hoch. Und dann war da noch der legendäre Dribbelkünstler Reinhard „Stan“ Libuda, Dortmunder und Schalker Fan-Idol der sechziger und siebziger Jahre. Als die Kirche auf einem Litfaßsäulenplakat mit dem Slogan „Niemand kommt an Gott vorbei“ warb, kritzelte jemand „außer Stan Libuda!“ darunter.

Die vielbeschworenen „neuen Fußball-Deutschen“: Im Ruhrgebiet kennt man sie schon ein bisschen länger. •

Herausgeber

Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik:
Dr. Thomas Enders
Prof. Dr. Joachim Krause
Dr. Daniela Schwarzer

Chefredakteur

Martin Bialecki (V.i.S.d.P.)

Redaktion

Dr. Henning Hoff, Uta Kuhlmann,
Dr. Joachim Staron
Projektmanagerin: Charlotte Merkl
Redaktionelle Mitarbeit: Anna Lena Borgstedt,
Alexander Menai

Layout

Thorsten Kirchhoff

Redaktionsanschrift

Rauchstraße 17/18 | 10787 Berlin
Tel.: +49 (0)30 25 42 31 146
Fax: +49 (0)30 25 42 31 116
ip@dgap.org

Vorstand der DGAP

Dr. Thomas Enders, Präsident
Georg Graf Waldersee, Schatzmeister
Jutta Freifrau von Falkenhausen, Syndika
Dr. Thomas Bagger
Geraldine Schroeder
Johann Voss, Sprecher der Jungen DGAP
Marcus Wassenberg
Dr. Daniela Schwarzer, Direktorin
Dr. Thorsten Klauen, COO
Martin Bialecki, Chefredakteur IP

Marketing und Anzeigen

DGAP Consulting GmbH
Rauchstraße 17/18 | 10787 Berlin
Stefan Dauwe
dauwe@dgap-consulting.com
Tel.: +49 (0)30 26302065

Druckerei

PRINTEC OFFSET > medienhaus
Ochshäuser Str. 45 | 34123 Kassel

Pressevertrieb

IPS Pressevertrieb Hamburg GmbH
Nordendstraße 2 | 64546 Mörfelden-Walldorf

Erscheinungsweise

mehrmals jährlich

Einzelpreis Zeitschrift IP	14,90 €
Einzelpreis IP Special	9,90 €
Jahresabonnement Inland	118,00 €
Jahresabonnement Ausland	128,00 €
Luftpost	155,00 €
Studentenabonnement	73,00 €
Studentenabonnement Ausland	83,00 €
(Nachweis erforderlich)	
Probeabonnement (2 Ausg.)	19,50 €

Alle Abonnentenpreise inkl. Versandkosten
und MwSt. Weitere Preise auf Anfrage.
Kündigungen bis vier Wochen vor Ablauf
des Bezugszeitraums. Für Mitglieder der
Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik
gelten besondere Bezugspreise.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

**in allen Fragen und Angelegenheiten rund
um Ihr Abonnement der Zeitschrift IP**

erreichen Sie uns unter:

IP Abonentenservice
PrimaNeo GmbH & Co. KG
Postfach 104040
20027 Hamburg
Tel.: +49 (0)40 23 67 03 38
Fax: +49 (0)40 23 67 03 01
ip@internationalepolitik.de

Sind Sie Mitglied der DGAP e.V.?

Die Mitgliederbetreuung der DGAP, die für die
Verwaltung Ihres Mitgliederabos zuständig ist,
erreichen Sie unter:

DGAP e.V.
Mitgliederbetreuung/Evelyn Rehm
Rauchstraße 17/18
10787 Berlin
Tel.: +49 (0)30 254231 140
Fax: +49 (0)30 254231 116
rehm@dgap.org

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 18. August 2020.

www.internationalepolitik.de
ISSN 1430-175X

Beitragende „Europa ist mein Revier“ (Seite 11–13)

Hatice Akyün, in Anatolien geboren und in
Duisburg aufgewachsen, lebt als Journalistin
und Schriftstellerin in Berlin.

Manni Breuckmann, geboren in Datteln, TV-
und Radiomoderator, Sportkommentator (u. a.
sechs Fußball-WMs und -EMs), Krimiautor.

Laura Dahm, geboren in Viersen, Radio- und
TV-Moderatorin, u. a. „Lokalzeit Ruhr“ (WDR),
„Prominent“ (Vox).

Prof. Dieter Gorny, geboren in Soest. Kultur-
und Musikmanager (Viva, RUHR.2010), lehrt
Kultur- und Medienwissenschaft in Düsseldorf.

Inga Humpe, geboren in Hagen. Sängerin, Kom-
ponistin und Texterin bei Neonbabies, DÖF,
Humpe & Humpe und Traumwohnung.

Hannelore Kraft, geboren in Mülheim/Ruhr. Als
erste Frau in diesem Amt Ministerpräsidentin
des Landes Nordrhein-Westfalen (2010–2017).

Friedrich Küppersbusch, geboren in Velbert,
WDR bis 1997, seither geschäftsführender
Inhaber von probono.tv in Köln und Berlin.
Wohnt in Dortmund.

Prof. Norbert Lammert, geboren in Bochum,
von 2005 bis 2017 Bundestagspräsident, heute
Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Ralf Moeller, geboren in Recklinghausen, Ex-
Mr. Universum und Schauspieler, u. a. „Gladi-
ator“. Demnächst „Kung Fury 2“ mit Arnold
Schwarzenegger und Michael Fassbender.

Alexandra Popp, geboren in Witten, Fußball-
spielerin, Kapitänin der Frauennationalmann-
schaft, „Fußballerin des Jahres“ 2014 und 2016,
diverse nationale und internationale Titel.

Zwillingsnaht oder Jil und Jana Wernicke, ge-
boren in Dortmund, Mode-Bloggerinnen, heute
in Berlin (Jil) und Neuseeland (Jana) zuhause.

Bildnachweis

Cover: picture alliance/DUMONT Bildarchiv; S.3:
picture alliance/ZB/euroluftbild.de | euroluft-
bild.de/Hans Blosssey; S.4-5: picture alliance/
blickwinkel; S.9, oben: Jochen Eckel/SZ Photo/
laif; unten: picture alliance / dpa | Caroline Sei-
del; S.14: picture alliance / blickwinkel/S. Ziese
| S. Ziese; S.17: picture alliance / Jochen Tack |
Jochen Tack; S.18: picture alliance / imageBRO-
KER | Karl F. Schöffmann; S.21: picture alliance/
ImageBROKER | Schoening; S.28-29: picture al-
liance/imageBROKER; S.31, oben: picture allian-
ce / blickwinkel/S. Ziese | S. Ziese; unten: pic-
ture alliance/blickwinkel; S.34 oben: picture
alliance/DUMONT Bildarchiv; unten: picture al-
liance/blickwinkel; S.35: picture alliance/blick-
winkel; S.44: picture alliance/dpa | Federico
Gambarini; S.47: action Images / John Sibley

September/Oktober 2018 • Nr. 5 • 76. Jahr Deutschland € 18,00, Schweiz CHF 24,90, Österreich € 17,00, Luxemburg € 17,50 - 2720

INTERNATIONALE POLITIK

Das Magazin für globales Denken

Interview mit Heiko Maas „Wir brauchen die Vereinten Nationen mehr denn je“

Hannah Neumann Nur wer Frauen einbezieht, kann erfolgreich Außenpolitik machen

Francis Fukuyama Donald Trumps Amerika: Epizentrum der Ohnmacht



DEUTSCHE GESELLSCHAFT FÜR AUSWÄRTIGE POLITIK

UNABHÄNGIG
ÜBERPARTEILICH
GEMEINNÜTZIG

DGAP

JETZT MITGLIED WERDEN:
[DGAP.ORG/DE/MITGLIEDSCHAFT](https://dgap.org/de/mitgliedschaft)
[DGAP.ORG](https://dgap.org) | [@DGAPEV](https://twitter.com/DGAPEV)